Redaktion, Administration und Expedition: Poříč 7.
Telephon 4765.
Postsparkassakonto 90.129
Anonyme Einsendungen werden nicht berücksichtigt.
Manuskripte werden nicht zurückgegeben.
Unversiegelte Zeitungs-Reklamationen sind portofrei.

Selbstwehr

Unabhängige jüdische Wochenschrift.

Erscheint jeden Freitag
Abonnement mit Zustellung in Haus oder Postzusendung: Ganzjährig K 8·—
Für Deutschland Mk. 8·—
Für das übrige Ausland 12 Frcs. oder 12 sh.
Einzelne Nummer 16 h
Insertionspreis: für die sechsmal gespaltene Petitzeile 20 h.
Kleiner Anzeiger 16 h
Inserate können direkt oder in den Annoncen-Bureaux aller Länder aufgegeben werden.

Nr. 42. Prag, den 21. Oktober 1910. IV. Jahrgang.

Laubhütte.

Von **Morris Rosenfeld.**

In Nachdichtung von **Friedrich Thieberger.***)

Auf dem fremden Boden ist sie aufgebaut,
Durch das fremde Reisig fremder Himmel blaut,
Und sie sieht so ängstlich scheu in Wind und Zeit,
Bis an ihre Türe schleicht sich Not und Leid.
Aber drinnen zittert heimelnd Kerzenschein
Und man freut sich — freut sich, gottgeliebt zu sein.

Draußen geht ein Fröſteln und die Welt ist müd',
Längst, längst ist des Sommers Feuer abgeglüht.
Nach den reichen Tagen — dieser schmale Rest,
Nach den stolzen Tagen — dieses stille Fest,
Nach den Singesträumen — dieses enge Zelt,
Nach der Weltenweite — diese Bretterwelt.

Feuchten sich die Augen? Nein, nein, klaget nicht!
Freut euch dieser Stunden! Seht, hier ist's so licht!
Bringt die Festesbrote, bringt den Festeswein!
Fühlt der Tage Weihe! Woll't zufrieden sein!
Sie vergehen, daß Ihr's wie im Traume denkt,
Wenn uns wieder erst das alte Heim umfängt.

*) Aus: Gedichte von Morris Rosenfeld, In Nachdichtung von Friedrich Thieberger (Jüd. Universalbibliothek, Verlag von Richard Brandeis).

Zur tschechisch-deutschen Verständigung.

Die Erfahrung gibt den Jüdischnationalen recht. Das letzte politisch wichtige Ereignis in Oesterreich, die tschechisch-deutschen Verständigungskonferenzen, haben über alles Mögliche Aufschluß gegeben, nur nicht über die Stellung der Juden zu den beiden Nationalitäten und über die Stellung der Juden im Lande Böhmen insbesondere. Es werden neue Institutionen geschaffen werden, das „Prager Tagblatt" veröffentlicht einen „Stammbaum der Landtagskommission", es wird über den Schutz der Minoritäten, über das beiden Nationen Zuträgliche gesprochen, aber vergebens sucht das Auge des jüdischen Lesers in den Berichten über die Ausgleichskonferenzen auch nur ein Wort über jüdische Interessenvertretung.

Dieser betrübende Umstand läßt sich damit erklären, daß die Assimilanten unter den Juden — leider die Mehrheit! — sowohl in Regierungskreisen als auch bei den beiden Nationen den Anschein erwecken müssen, als würden sie eine besondere jüdische Interessenvertretung gar nicht wünschen.

Eine andere Richtung schlägt die Politik des „Jüdischen Nationalvereines" ein. Sie sagt: Wir Juden sind weder Söhne Libussas, noch Nachkommen der Kämpfer im Teutoburger Walde. Wir sind und bleiben Juden der Abstammung und der Rasse nach. Wir schmarotzen nicht. Wir sind ein Volk und als solches verlangen wir etwas mehr Berücksichtigung; wir wollen nicht bloß als Stimmvieh, als Geldgebmaschine angesehen werden, sondern wir wollen auch Rechte. Wir wollen endlich aufhören, ein Spielball in den Händen der Nationen zu sein, die ja geeinigt dem Juden, der jetzt in ihren Reihen kämpft, die Tür weisen werden.

Deshalb: Wo wir Juden politisch eine Rolle spielen wollen, müssen wir es als Juden tun, und hiebei nicht vergessen, daß wir oft das Zünglein an der Wage sind.

Man will uns, wie die Ausgleichskonferenzen lehren, weder auf Seite der Deutschen, noch auf Seite der Tschechen. Man betrachtet uns als eine buantité uegligeable, über die man weiter kein Wort verliert.

Unter solchen Verhältnissen ist wohl die Frage gestattet: Sind wir Juden denn wirklich politisch noch nicht reif genug, unseren Wert im Nationalitätenkampfe klar schätzen zu können? Sind wir noch nicht zur Einsicht gelangt, daß man unsere persönliche und materielle Kraft im fremden Lager verwendet, ohne uns dafür jenes Aequivalent zu geben, nach welchem jeder ehrliche Jude strebt: Gleichberechtigung?

„Nationale Autonomie", ja. Aber wo bleibt die jüdische Nation?

Jedes jüdische Kind hat das Gefühl des Herauswollens aus diesem Jammer. Unsere Erwachsenen aber haben lange Zeit nicht über die Mittel und Wege nachgedacht, wie diesem Elend zu steuern wäre. Man wird einwenden, daß von einer Judennot in Westeuropa nicht gesprochen werden kann, daß es den Juden in Oesterreich ja leidlich gut gehe. So kann nur ein Assimilant sprechen. Moralische Not, Völkertod, Taufbewegung: mit solchen Fragen gibt sich der Assimilant nicht ab. Trotzdem uns Juden eine große Beweglichkeit und Schärfe des Geistes nachgesagt wird, kämpfen die Jüdischnationalen vergebens gegen folgenden Trugschluß der Assimilanten. Die Assimilanten sagen: Wir brauchen uns um die Judennot nicht zu kümmern. Wir sind keine Juden. Es gibt kein jüdisches Volk, folglich auch keine Judennot.

Erst eine Resolution Schmidt, eine Rede des Abgeordneten Myslivec, ein Ausspruch des Abgeordneten Pergelt: „Die Deutschen verzichten auf die Unterstützung der Juden!" muß einigermaßen kalmierend auf die assimilatorischen Gemüter wirken. Und hat es euch Lueger und seine Clique nicht genügend in die Ohren gebrüllt, daß Ihr Juden seid? Und macht es denn nicht jeder jüdische Kaufmann, jeder Jude fast täglich mit, daß er von den Andersnationalen als Fremder betrachtet wird?

Die Verachtung der Juden hat mit ihrer Emanzipation kein Ende gefunden. Neid, Haß, religiöse Momente sind noch immer mächtige Triebfedern des Antisemitismus. Die tschechischen Assimilanten negieren diese Tatsache. Doch auch sie werden mit der Zeit zu der Erkenntnis gelangen, daß das tschechische Volk sich zwar

Feuilleton.

Eine Mutter.

Von **M. B.**

Aus dem Jüdischen nach dem „Lemberger Jüdischen Tagblatt" übertragen von N. Chameides.

Was Ihr mich nur quält, daß ich aus meinem Leben erzählen soll. Das kann doch kaum Euer Interesse erregen; denn was bedeutet das Leben einer überaus einfachen jüdischen Frau? Es ist ja auch schon so lange her, mehr als dreißig Jahre sind seitdem in der Zeiten Strom hinabgeflossen. Ueberdies habe ich beinahe ein Gelübde getan, über die Vergangenheit nicht zu sprechen. Ihr aber zwingt mich, eine alte, offene Wunde vor Euren Augen zu entblößen. Die langen und bangen Jahre vermochten es nicht, dieselbe zu vernarben, sie blutet noch immer. Und doch, es sei denn:

Als ich 18 Jahre alt geworden war, da sagte mein Vater, er wolle mich verheiraten. Erstens, so meinte er, deshalb, weil ein Mädchen, wenn es dieses Alter erreicht hat, in den Ehestand treten sollte; und zweitens möchte er auch das Behagen und die Wonne genießen, dieses Kind versorgt zu wissen. Meine Eltern waren reich und fromm, sie leiteten ihre Abkunft von großem jüdischen Adel her, auch zählten sie zu den Angesehensten und Geachtetsten in unserer Stadt.

So fand sich auch bald für mich eine passende Partie.

Mein Bräutigam war jung, von schlankem Wuchs, und in seine hohe, edel gewölbte Stirn waren gleichmäßig zarte Linien eingegraben. Man sagte von ihm, daß, so viele Fältchen seine Stirn aufweise, ebenso viele Folianten des Talmud beherrsche er auswendig. Wenn mein Vater mit ihm über die talmudische Wissenschaft zu disputieren pflegte, begannen seine großen Augen zu glühen und zu leuchten, und es schien fast, als ob sie Feuerfunken sprühten. Kam ich einmal gerade dazu und er richtete einen verstohlenen Blick nach mir, da erbebte mein zarter Körper und in meinen Träumen erschreckte mich oft dieser Augen Glut.

Nach unserer Hochzeit blieben wir, wie man sagt, „auf Kost" im Hause meiner Eltern, und dies so lange, bis mein Mann Rabbiner unserer Stadt geworden war. Als solcher ist er schnell berühmt geworden. Von weit und breit kamen streitende Parteien zu ihm, um sich seinem Urteilsspruche zu unterwerfen. Rabbiner, auch große und bedeutende, pflegten sich bei ihm einzufinden, um mit ihm über wichtige Fragen zu beraten. Die von ihm veröffentlichten Werke machten seinen Namen im Judentum bekannt und berühmt. Die allgemeine Sorge und Teilnahme konzentrierte sich aber nur darauf, daß ihm der Kindersegen versagt war; denn, sagte man allenthalben, seine Kinder müßten ja wahre Sterne der Gelehrsamkeit werden, diese würden ja berufen sein, das finstere Labyrinth der Diaspora zu erleuchten, unseres Volkes Stolz und Zier zu werden.

Da begann auch ich zu fühlen, daß das Ende meines Glückes nahe bevorstehe.

Ein ungeheurer Abgrund von Sorge, Kummer und Leid hat sich vor meiner Seele aufgetan; ich hatte gelitten im stillen.

Kein Mensch wußte, was in meinem Innern vorging, auch nicht meine teuern Eltern, und doch sind beide meinethalben frühzeitig gestorben.

Jahr um Jahr verstrich und meine Hoffnung schwand immer mehr und mehr. Die Welt um mich wurde immer düsterer und übers Firmament zogen große schwarze Wolken herauf. Ich sah, daß jede Lebenslust in mir schwindet; wozu denn auch leben, ohne diesem Manne Kinder zu schenken? Nein, ein solches Leben ist unerträglich!

Da bemerkte auch schon mein Mann alsbald, daß ich schlaflose Nächte verbringe, er gewahrte, daß ich mein Lager mit heißen Tränen netze, und er versuchte, mir Trost und Zuversicht zuzusprechen. Je mehr gute und kluge Worte er mir aber spendete, desto intensiver wurde mein Schmerz, um so größer wuchs die Verzweiflung.

So gingen die gewissen „zehn Jahre" vorüber, wo man berechtigt ist, zu warten und zu hoffen. Vielleicht wendet der Ewige seinen Sinn und erhört doch dein heißes Flehen?

Im tiefsten Herzensgrunde allerdings hatte diese Zuversicht schon lange keinen Platz mehr und bis zum heutigen Tage ist es mir nicht recht zum Bewußtsein gekommen, warum ich so dachte und wie man gläubig ohne Gottvertrauen sein kann. Allein, wie es scheint, ist das menschliche Herz oft der Dolmetsch seines Schicksales.

Ihr werdet mir glauben, die ganzen zehn

ihre Mithilfe in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht gefallen läßt, doch gesellschaftlich und politisch auf die Juden wohl kaum angewiesen ist.

Was die Stellung der Juden im Lande Böhmen betrifft, ist sie ja ungefähr die gleiche wie die Stellung der Juden in Oesterreich im allgemeinen. Der Druck, der auf den Juden lastete, jahrhundertelang lastete, ist noch nicht vollkommen behoben. Ein Vergleich sei gestattet, uns die Differenz zwischen der Anschauungsweise der Jüdischnationalen und jener der Assimilanten zu charakterisieren. Eine Spirale wird niedergedrückt: das Judentum im Mittelalter. Die Emanzipation befreite nach Ansicht der Assimilanten das Judentum von diesem Drucke. Wir Jüdischnationalen aber merken noch immer den, wenn auch etwas leiser gewordenen Druck auf die Spirale, wir sehen, daß die drückende Hand noch immer nicht locker läßt. Oder ist etwa die Gleichberechtigung des Gesetzes mehr als eine papierene? Hast du, jüdischer Vater, nicht das Tragikomische erleben müssen, daß dein Sohn nach erfolgreicher Ablegung seiner Prüfungen in den Staatsdienst nicht aufgenommen wurde, weil ein Dokument fehlte?

Die Ausgleichskonferenzen, die Ignorierung des jüdischen Elementes auf denselben, das Betrübende, daß auch nicht eine jüdische Stimme laut werden kann in der Vertretung eines Landes, in dem so viele Juden wohnen, geben jedem Jüdischnationalen Anlaß, über seine Stellungnahme gegen die Assimilation nachzudenken. Und hier gibt es nur einen Weg, den des Kampfes. Eines Kampfes gegen Heuchelei, Kriecherei und Selbsterniedrigung. Werden die Assimilanten auch jetzt noch der Meinung sein, die anderen Nationen stünden um mehr als um unser Geld und um unsere Stimmen? Dann wahrlich sind sie nicht besser als jene Fanatiker des Mittelalters unter den Juden, die in ihrem dumpfen, fast tückischen Aberglauben auf das Kommen eines Erlösers harrten. Erst die moderne Zeit mußte den schaurigen Bann von der Seele des jüdischen Volkes lösen, die Gestalten eines Jehuda Makkabi, eines Bar Kochba mußten wieder der Vergessenheit entrissen werden und das schöne Wort, das diesem Blatte als Titel dient, konnte nur ein neuer Geist, der jüdischnationale prägen: **Selbstwehr.**

Minister Graf Johann Zichy über die Gleichberechtigung der Konfessionen.

Der Minister für Kultus und Unterricht in Ungarn, Graf Johann Zichy, reiste am 17. d. M. nach Erlau, um seinen Wählern den Dank für das von ihnen erhaltene Mandat auszusprechen. Beim Bankette, das ihm zu Ehren gegeben wurde, hielt er eine längere Rede, in welcher er zunächst für das Vertrauen der Wähler dankte. Sodann fuhr er fort: „Man darf einen Politiker nur nach dem ganzen Impuls seiner Aeußerungen und Handlungen beurteilen. Mein leitender Gedanke ist nichts anderes als der ideale Liberalismus. Mein Liberalismus ist jener, dessen Grundgedanke die Gleichheit, dessen Mittel das Messen mit gleichen Maßstäben, die Billigkeit auf der ganzen Linie, dessen Ziel die Freiheit des Gedankens, der Gefühle und des Wortes des Einzelnen und der Institutionen ist. Das ist der Liberalismus, der mich als Kultus- und Unterrichtsminister leitet und mich auch in Hinkunft jeder Konfession gegenüber leiten wird, weil ich in jeder rezipierten Konfession einen staatserhaltenden Faktor erblicke und ihr moralisches Gewicht ermessen kann.

Es sind goldene Worte, die der Unterrichtsminister für Ungarn zum Volke gesprochen hat, und wir wollen, wie es schon in unserer Natur liegt, Optimisten sein und hoffen, daß die Taten den Worten entsprechen werden. Selbstverständlich kann es aber nicht genügen, wenn Graf Zichy in seiner Eigenschaft als Minister für Kultus und Unterricht seinen Liberalismus darin betätigt, daß er in gleicher Weise bei der Einweihung von Kirchen und Synagogen anwesend ist. Graf Zichy hat seinem Liberalismus die weiteste Form gegeben und es wird seine Pflicht sein, das jüdische Kultus- und Unterrichtswesen in Ungarn vor der Hand des Wiener Antisemitismus zu schützen. Leicht wird ihm wohl diese Aufgabe nicht fallen, doch als Mann wird er in ihrer konsequenten Durchführung das Ziel seines Strebens erblicken müssen.

Oberlehrer Lazar Klein s. A.

Heute ist unser ob seiner fachmännischen Tüchtigkeit und bewährter Pflichttreue hochgeachtete, ob seines liebenswürdigen Charakters allgemein verehrter Oberlehrer Klein schmerzlos — wie unter einem Kusse Gottes — hinübergeschlummert in das Reich der Ewigkeit. In den Armen seiner einzigen Tochter, die ihn so warmherzig betreut hatte, hauchte er seine reine Seele aus. Noch ist er nicht von uns gezogen, noch sehen wir seine äußere Erscheinung: auf einer kleinen Gestalt ein bleicher, feingeschnittener Kopf mit allen Runenzügen des Alters; noch steht vor uns der ehrwürdige Greis, geschmückt mit der Krone des Wissens, doch schon nahen die tiefen Schatten, die bedecken werden ein Leben, das soviel Licht ausgestrahlt, ein Leben schwerwiegender Arbeit und rastloser Betätigung der Pflicht. Zwar hat er nicht durch überwältigende Machttaten der großen Allgemeinheit seinen Genius fühlbar gemacht, aber in einem begrenzten Kreise hat er Gediegenes geleistet, dauernde Werte geschaffen und seinen Namen mit der Geschichte der israelitischen Kultusgemeinde in Pilsen unlösbar verknüpft, indem er 47 Jahre hindurch seine reichen und vielseitigen pädagogischen Kenntnisse der heiligsten und wichtigsten Institution der Gemeinde, der Schule widmete.

Sein äußerer Lebensgang ist bald gezeichnet. Oberlehrer Klein ist am 22. Februar 1831 in Putzeried bei Neugedein geboren. Er besuchte die Lehrerbildungsanstalt in Prag und erwarb daselbst die Lehrbefähigung. Nachdem er kurze Zeit an der Präparandie als Substitut tätig war, kam er nach Pilsen, trat in eine Privatschule als Lehrer ein und baute dieselbe zu einer öffentlichen Volksschule aus.

Seine Jugend bewegte sich im dünnen Aether der idealen Bedürfnislosigkeit, es war ein Kampf zwischen dem blauen Idealismus und der harten, düsteren Wirklichkeit. Und auch in den späteren Jahren seiner Berufstätigkeit war ihm ein gerüttelt Maß von Leiden und Mißgeschick beschieden und nur die Freude an den Erfolgen seiner ehrlichen Mühe milderte seinen Kummer. Oberlehrer Klein hatte eine umfassende Lebenserfahrung, einen hohen und weiten Weltblick, so daß ihm alles Kleinliche fernblieb. Als dem Leiter der Volksschule kam ihm die kraftvolle Energie nicht etwa aus der dünkelhaften Selbstüberhebung und dem persönlichen Uebermut, die vielfach nur das schleichende Gefolge der beruflichen Unzulänglichkeit sind, sondern aus jenen Tiefen der Seele, in denen die Selbstdisziplin und die eindringliche Selbstkritik wohnt. Und gerade hierin ist der Grund zu finden, daß seine vielgerühmte Energie ordnend und organisierend wirkte. Er besaß jene „königliche Kunst“, wie sie Plato in seinem „Staat“ nennt, die Gemüter in der rechten Weise ineinander zu weben und sie zu williger Einordnung und Unterordnung zu inspirieren.

Durch die Technik der geistigen Einwirkung, die in der Schonung des Ehrgefühles seiner Mitarbeitenden das stärkste Fundament der pflichttreuen Arbeitsleistung sucht, verstand er es vorzüglich, bei seinen Kollegen die feinsten Triebfedern für den Dienst der Schule in Bewegung zu setzen.

Und dieser selbstdisziplinierte Charakter vermochte auch durch die Macht des konzentrierten Willens die untergeordnete Innenwelt der Schüler zu organisieren, den Geist der Sammlung auf sie zu übertragen und sie zur Selbstbeherrschung zu leiten. Bei aller Tatkraft und energischem Eingreifen, wenn es galt, die Zöglinge zu den Willensübungen der Ordnung und der Präzision anzuhalten, waltete er stets mit gerechtem Sinn und edler Milde und vergaß nie, daß Kinder Knospen sind, die nicht mit roher Hand entblättert werden dürfen.

Jahre schienen mir so, wie soll ich dies nur drastisch genug ausdrücken, als läge ich in einem offenen Sarge, bei vollem Bewußtsein, ohne mich aber rühren und regen zu können, und über mir hänge an einem dünnen Zwirne ein schweres Eisenstück, das jeden Augenblick sich abzulösen und mich zu erdrücken drohte. Wie gern hätte ich den Faden selbst zerrissen! Ein Ende, diese unerträgliche Qual, es muß enden!

Wir haben uns, versteht sich, scheiden lassen, wir sind doch Juden... Nun aber diese Scheidung... Meine Mutter, sie ruht im Eden, ist durch 48 Stunden aus einer Ohnmacht in die andere verfallen, eine Kopfader ist ihr geborsten und sie ist gestorben. Mein Vater riß sich das Haar aus dem Kopfe, biß sich die Finger wund und ich — kaum waren die sieben Trauertage vorüber, packte ich auch alsbald meine Sachen und verließ die Heimat.

In einer fremden Stadt und unter einem angenommenen fremden Namen ließ ich mich nieder; aber fast jeden Monat einmal pflegte ich wieder nach der Heimat zu kommen, stets so verkleidet, daß mich niemand erkannte.

Da habe ich jedesmal vor der „Schul“ in einiger Entfernung gewartet, bis mein gewesener Mann aus derselben ging. Wenn ich ihn so gesehen hatte, kehrte ich dann wieder in meinen neuen Wohnort zurück. Des öfteren pflegte er aus der Schul in Begleitung meines Vaters zu treten; der Vater schritt zumeist hinter ihm, wie man hinter einem einzigen, geliebten Kinde geht, für dessen Leben man zittert.

So war ein Jahr verstrichen. Die Gemeinde fing an zu murren: ein Rabbiner, ein junger Mann muß heiraten. Man hat ihn verheiratet. Wie groß muß seine Freude gewesen sein, als nach Ablauf von neun Monaten seine Frau ihm einen Knaben gebar. Nicht nur er, nicht allein die Stadt, in der er wirkte, ich kann sagen, die ganze Welt teilte diese Freude. Von weit und breit kamen Rabbiner, jüdische Gelehrte zu dieser Beschneidung. Der einzige Mensch, der sich unglücklich, vom Schicksal niedergeschmettert fühlte, das war mein Vater. Als ich ihn später wieder sah, fand ich statt des stattlichen Mannes voll Leben, Kraft und Stolz einen gebrochenen, verkümmerten Greis.

Nun war mein einziges Sinnen und Trachten darauf gerichtet, wie es möglich wäre, daß auch ich im gewissen Sinne Mutteranteil an den Kindern meines Mannes erlange.

Mein gewesener Mann wechselte unterdessen seinen Posten, er übernahm das Rabbinat einer anderen Stadt, wohin er auch naturgemäß übersiedelte. So pflegte ich auch von Zeit zu Zeit dorthin, in die fremde Stadt zu fahren, um ihn von der Ferne einmal sehen zu können.

Später pflegte ich sehr oft die Bibelschule aufzusuchen, in welcher sein Kind Unterricht nahm, und demselben, ohne daß es irgendwie auffällig wurde, Liebesgaben zu verabreichen.

Der Knabe war dreizehn Jahre alt geworden und wurde auf eine talmudische Hochschule in eine entfernte Stadt geschickt. Ich übersiedelte sofort nach jener Stadt, wandte mich an den Vorstand der Schule mit dem Anerbieten, einem Schüler die ganze Verpflegung unentgeltlich verabreichen zu wollen, und wählte aus der Schülerzahl, wie zufällig, den Sohn meines Mannes. Als man mir bedeutete, daß es auf dieser Schule ärmere junge Leute gebe, zumal für diesen Knaben, der der Sohn eines bedeutenden Rabbi sei, gezahlt werde, so sagte ich, daß ich besonderen Wert darauf lege, das Kind dieses Rabbi, der mir nicht ganz unbekannt sei, zu pflegen, und die für ihn geleistete Zahlung solle für die Mittellosen verwendet werden.

So habe ich alle seine drei Söhne bis zu ihrer Hochzeit erzogen. Alle drei waren sie doch an der hiesigen Rabbinatsschule erzogen und haben bei mir, als ihrer Pflegemutter, ihre Jugend verlebt.

Mutter haben sie mich auch genannt. „Ihr seid unsere zweite Mutter“, pflegten sie oft und oft zu sagen. Alle drei schwuren mir, nach meinem Ableben für mich das Kadischgebet zu verrichten, ohne daß ich es je gefordert hätte.

Schwer war es jedesmal, sich herauszuwinden, einen triftigen Vorwand zu finden, wenn einer von ihnen heiratete und mich bestürmte und beschwor, auf die Hochzeit mitzufahren.

Oft erhielt ich Briefe von ihren Eltern, voll des Lobes und des Dankes; auch diese nannten mich die zweite Mutter ihrer Kinder.

Gegenwärtig sind alle drei als Rabbiner in geachteter Stellung. Der Traum meines Lebens ist in Erfüllung gegangen. Sie schreiben mir: „Jetzt sind Sie unsere einzige Mutter...“ Ihre leibliche Mutter war indessen gestorben.

Mehrere Generationen verdanken ihm das Fundament ihrer allgemeinen Bildung und mit warmer Verehrung und uneingeschränkter Liebe nennen sie seinen Namen, der es so trefflich verstand, die geistigen Nährstoffe in lebendige Kraft umzusetzen. Er hatte eine derartig innige Fühlung mit der kindlichen Seele, daß er aus jedem Worte wußte, ob es wie ein Pfeil zum Sichermale flog oder ob es ziellos ins Weite schwirrte.

Hiebei hielt er strenge auf Lautreinheit, verständiges Erfassen und sinngemäße Gliederung des durchgenommenen Lesestoffes. Ja, die Stoffübermittlung war ihm nur der ungefügige rohe Marmorblock, der erst durch die schaffende Künstlerhand zu einem kraftvollen Gebilde gestaltet werden mußte. Seine Hauptaufgabe erblickte er aber darin, nicht allein die gewonnenen Erkenntnisse in der Schatzkammer des Kindesgedächtnisses aufzuspeichern, sondern — die erziehlichen Momente nicht außer acht lassend — daß das Kennen Können, das Wissen ein Wollen werde, welches das kindliche Gemüt veredelt, seine Gefühle läutert und festigt.

In dieser geistigen Schöne steht der Mann in unserer Erinnerung als achtunggebietende Persönlichkeit, die getragen und durchdrungen war von jenem kategorischen Imperativ zur Treue in der Arbeit, von jener Kernhaftigkeit in Gesinnung und Handlung, die im Wesen einer ideal angelegten Natur liegt. „Süß ist der Schlaf des Arbeiters.“ Möge auch der ewige Schlaf dieses wackeren Altmeisters süß sein!

Pilsen, Fasten Gedalja 5671.

Dr. Link.

Die Juden in Portugal.

Die Revolution, von welcher der Telegraph vorige Woche Kunde gebracht hat, rückt das Königreich Portugal in den Vordergrund des Interesses. Es dürfte daher für den jüdischen Zeitungsleser nicht unerwünscht sein, zu erfahren, wie dieses Land seine Juden in früheren Zeiten behandelt hat.

Das Königreich Portugal datiert aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Im Jahre 1139 wurde der „Graf und Herr von ganz Portugal“ Alfons I. Henriquez nach einem glänzenden Sieg über die Araber bei Ourique von seinen Truppen als König ausgerufen; und der Reichstag von Lamego (1143), sowie dann auch der Papst bestätigten diesen Titel. Schon damals war Portugal von Juden bewohnt. Aus dem 13. und 14. Jahrhundert erhalten wir sichere Kunde über ihre Geschichte. Unter den Königen Alfonso III. und Diaz erfreuten sie sich einer günstigen Lage. Sie waren befreit von der Entrichtung des Zehnten an die Geistlichkeit und von dem Tragen der Abzeichen. Ein Jude namens Juda war Schatzmeister des Königs Diaz, der sich nur widerwillig dem Drängen der Geistlichen fügte, die kanonischen Gesetze gegen die Juden in Anwendung zu bringen.

Noch viel günstiger war die Stellung der portugiesischen Juden unter der Regierung des Königs Fernando (1367 bis 1383), des letzten Sprößlings des echten burgundischen Hauses. Er übertrug nicht nur Juden die wichtigsten Staatsämter, sondern verlieh ihnen auch eine Gemeindeverfassung, wie sie in gleicher Weise in keinem anderen Lande zu finden ist. An der Spitze der Juden in Portugal stand ein Großrabbiner und wegen der Besetzung dieses Amtes kam der König von Kastilien, der Schwiegersohn von Fernando, um die Krone Portugals. Das ging folgendermaßen zu: Als der König Fernando gestorben war und die Königin Leonora die Regentschaft übernahm, traten die Stadtvorsteher von Lissabon vor sie und baten dringend um Abstellung vieler unliebsamer Maßregeln des verstorbenen Königs. Unter anderem verlangten sie, daß Juden und Mauren nicht mehr zu Aemtern zugelassen werden sollten. Leonora ging scheinbar auf diesen Wunsch ein, indem sie einen gewissen Juda von dem Schatzmeisteramte und David Negro von der Finanzverwaltung abberief, aber sie behielt Juda dennoch in ihrer Nähe, weil er ihr mit seinen Reichtümern und mit seiner Erfahrung zweckdienlich war. Nun wußte aber der Bastardinfant Don Joao, Großmeister von Avis, immer mehr die Volksgunst zu gewinnen und brachte es schließlich dahin, daß Leonora die Hauptstadt verlassen mußte. Sie begab sich zu ihrem Schwiegersohn, dem Könige Don Juan von Kastilien. und stachelte ihn zum Kriege auf gegen Don Joao. Nun war damals gerade das Großrabbinat erledigt. Die Königinwitwe Leonora wollte diese Würde auf ihren Günstling Juda übertragen und verwendete sich dafür beim Könige von Kastilien. Dieser aber sagte sie auf Wunsch seiner Gemahlin Beatriz dem David Negro zu. Infolgedessen wurde Leonora gegen Don Joao ebensosehr von Haß erfüllt wie gegen den Großmeister von Avis. Sie zettelte eine Verschwörung an, um den König von Kastilien, der vor Coimbra zu Felde lag, töten zu lassen. Aber der ernannte Großrabbiner David Negro vereitelte die Verschwörung und rettete dem König von Kastilien das Leben. Leonora wurde verbannt und Juda sollte sogar hingerichtet werden; aber David Negro verwendete sich so warm für ihn beim Könige, daß ihm dieser das Leben schenkte. Durch das Zerwürfnis Don Joaos mit seiner Schwiegermutter und durch deren Gefangennahme verlor jener ihren Anhang in Portugal, stieß aber überall auf Widerstand und mußte zu Gewaltmitteln greifen, um das Land zu unterwerfen. Alle Pläne mißlangen ihm, und er mußte zuletzt darauf verzichten, Portugal seinem Reiche einzuverleiben. Don Joao wurde König und seine Nachkommen hatten den portugiesischen Thron inne bis zum Jahre 1580. Er hatte einen jüdischen Oberarzt und auf seine Veranlassung hin gewährte er den spanischen Juden Schutz, die im Jahre 1392 nach der Verfolgung von Sevilla in seinem Lande Zuflucht suchten.

Unter Alfons V. (1438 bis 1481) bekleidete der berühmte Isaak Abarbanel das Amt eines Staatsministers. Aber unter der Regierung des Königs Don Juan II. (1481 bis 1495) verschlechterte sich die Stellung der portugiesischen Juden. Zwar berief auch dieser König manche Juden zu hohen Aemtern und benutzte die geographischen und astronomischen Kenntnisse gelehrter Juden für die von ihm geplanten Länderentdeckungen, aber er ließ sich vom Papste Innocenz VIII. dazu bewegen, eine der Inquisition ähnliche Kommission einzusetzen.

Juan II. gestattete den aus Spanien vertriebenen Juden gegen Entrichtung einer hohen Abgabe für die Dauer von acht Monaten den Aufenthalt in Portugal, verpflichtete sich auch, denselben gegen mäßige Zahlung Schiffe zur Weiterreise zu stellen, aber ein großer Teil der Einwanderer erlag Krankheiten, die unter ihnen ausgebrochen waren, andere, die auf den vom Könige zur Verfügung gestellten Schiffen die Reise fortsetzten, wurden auf den Schiffen grausam mißhandelt und beraubt, und die Unbemittelten, welche zur bestimmten Frist das Land nicht verlassen konnten, wurden zu Sklaven gemacht, die ihnen entrissenen Kinder nach den Thomasinseln geschickt, wo die meisten den wilden Tieren zum Opfer fielen.

Der Regierungsantritt Don Manoels (1495 bis 1521) eröffnete den Juden bessere Aussichten. Er schenkte den zu Sklaven gemachten Juden die Freiheit und stellte sogar den aus Spanien eingewanderten Abraham Zakuto als Hofastrologen und Chronisten an. Als jedoch Manoel um die Hand der spanischen Infantin Isabella warb, wurde diese ihm unter der Bedingung gewährt, daß er die Juden aus Portugal verbanne. Und so erließ auch Don Manoel im Jahre 1496 gegen die Juden Portugals einen Ausweisungsbefehl, der zuletzt mit derselben Härte wie in Spanien ausgeführt wurde. Doch König Manoel gelangte bald zur Einsicht, daß mit der Auswanderung der Juden seinem Lande ein großer Verlust entstehen würde. Er war daher darauf bedacht, die Juden, wenn auch nicht als Juden, zurückzubehalten, und erließ im Februar 1497 einen geheimen Befehl, daß sämtliche Kinder der Juden am Ostersonntag gewaltsam getauft und an Christen verteilt werden sollten. Trotz der Heimlichkeit, mit der die Vorbereitungen dazu betrieben wurden, erfuhren es doch einige Juden und trafen Anstalten, sich und ihre Kinder durch rasche Auswanderung zu retten. Als Manoel Wind davon erhielt, erteilte er den Befehl, die gewaltsame Taufe der Kinder sofort auszuführen. Herzzerreißende Szenen kamen bei dieser Gelegenhit in den Städten, wo Juden wohnten, vor, als die Schergen die Kinder in die Kirche schleppen wollten. Die Eltern umklammerten die Lieben und diese hielten sich krampfhaft an jenen fest, mit Peitschenhieben und Schlägen wurden sie voneinander gerissen. In der Verzweiflung, von ihren Kindern auf ewig getrennt zu werden, erdrückten manche Eltern ihre Kinder in der Umarmung oder warfen sie in Brunnen und Flüsse und legten dann Hand an ihr eigenes Leben. Inzwischen rückte die Frist zur Auswanderung immer näher heran. Der König befahl, daß sich sämtliche Juden in Lissabon einschiffen sollten. Dort aber wußte er ihnen so viele Hindernisse in den Weg zu legen, daß der Termin der Auswanderung verstrich, ehe sie den Hafen verlassen hatten. Nun ließ er sie einsperren und befahl ihnen unter Androhung höchster Strafen, das Christentum anzunehmen. Viele ließen sich taufen, die meisten aber blieben dem Glauben ihrer Väter treu und starben als Märtyrer. Seit dieser Zeit gab es bis vor kurzem keine Juden mehr in Portugal.

Sozialdemokratischer Pöbelton.

Der deutschliberale Führer war ein wohlerzogener Mann. Er hat die Juden bloß verschenkt. Die sozialdemokratischen Führer, die während der Wahlperiode um unsere Stimmen betteln und von uns Geld für ihren Wahlfonds schnorren, pflegen dafür die Juden zu beschimpfen. Es ist nicht die erste antisemitische Flegelei, wenn vor einigen Tagen der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Renner im niederösterreichischen Landtag von einem „jüdischen Dreh“ sprach. Dieser Parlamentsbibliotheksbeamte, der sich so gern auf den Gelehrten herausspielt, glaubt sich damit wahrscheinlich die Gunst seiner Favoritener Wähler zu erringen. Er stellt aber damit nur sich und seinen Wählern das ärgste Zeugnis aus: daß sozialdemokratische Gesinnung mit antisemitischem Pöbelton vereinbar ist. Herr Renner möge in der Pflege des antisemitischen Jargons fortfahren; seine Ungezwungenheit wird dem politischen Gesundungsprozeß innerhalb der jüdischen Bevölkerung nur von Vorteil sein.

Ehrlich-Hata 606 in „echt russischer“ Beleuchtung.

In der „Münchener medizinischen Wochenschrift“ veröffentlicht ein russischer Arzt Dworetzki aus einem Aufsatze der hochkonservativen St. Petersburgs Kija Wjedomosti“ über Ehrlichs Mittel einen kurzen Abriß, der ein so interessantes Schlaglicht auf russische Zustände wirft, daß wir uns nicht versagen können, ihn unseren Lesern mitzuteilen:

„Man kann Prof. Ehrlich und seine Entdeckung für eine lichtbringende Erscheinung ausgeben, man kann jedoch in dem Präparate „606“ nicht eine Wohltat für die arische Rasse, sondern die größte Missetat erblicken. Was bezweckt nämlich die Entdeckung des „Frankfurter Juden“? Das Freigeben der Unzucht. Von nun an ist die letzte Fessel von der lüsternen Bestie entfernt. Vermehrt die Freudenhäuser, es droht keine Gefahr mehr! Nieder mit der Familie! Höret auf zu gebären! Schließt fester eure Geldbeutel, Männer! Tretet der Liga der Feministinnen bei, ihr Frauen! Man braucht keine Mutterschaft mehr, man braucht nicht mehr im Schweiße seines Angesichtes sich zur Erhaltung der Familie zu mühen! Es lebe die Prostitution, eine Prostitution, wie sie Rom im Zeitalter des Niederganges gesehen hat.“

Wie beschämt muß Prof. Baschenoff aus Moskau sein, der kürzlich erklärte, es sei der schönste Tag seines Lebens, an dem er der Sitzung des internationalen Irrenfürsorgekongresses plädiert habe, in der dieser „Verbrecher“ Ehrlich seinen Vortrag gehalten habe.

Briefe aus Rußland.

Die weiten Folgen der russisch-jüdischen Schulpolitik.

Infolge der Ausdehnung der Prozentnorm auf die Handelsschulen konnten in der Handelsschule zu Minsk für das neue Schuljahr nur sieben jüdische Schüler Aufnahme finden, da es an christlichen Bewerbern fehlte.

Aus verschiedenen Städten des Ansiedlungsrayons werden traurige Einzelheiten über die wachsende Schulnot berichtet. Die schwersten Folgen hatte die Schließung der städtischen Volksschulen für jüdische Kinder. In Berditschew sind 2000 Kinder infolge dieser neuen Maßregel ohne Schulunterricht. In Schitomir sah sich eine Gruppe von städtischen Abgeordneten veranlaßt, beim Bürgermeister eine schriftliche Erklärung einzureichen, in der auf die unmögliche Lage

hingewiesen wird, in welche die jüdischen Kinder durch die willkürliche Schließung der städtischen Volksschulen geraten sind. Die Abgeordneten fordern, daß die Stadtduma Mittel zur Abhilfe dieses Uebels ausfindig mache.

Insinuationen der „Rußkoje Snamja".

Das temperamentvolle Organ der russischen Vaterlandsretter ist in der Erfindung neuer Kampfparolen und Kampfmittel gegen die Juden geradezu unerschöpflich. Dieser Tage entblödete sich das Patriotenblatt nicht, seinen Lesern des Märchen aufzutischen, daß die Juden aus Anlaß des Aufenthaltes der russischen kaiserlichen Familie in Friedberg ein Attentat gegen Nikolaus II. unternommen hätten!

Die anstößige Laubhütte.

Aus Anlaß des Sukkotfestes ist die wohllöbliche russische Polizei zurzeit überall eifrig an der Arbeit, die der öffentlichen Ordnung drohende jüdische Laubhütte möglichst unschuldig zu machen. Der weise Lenker der Geschicke Odessas, General Tolmatschew, verordnete, daß zwecks Errichtung einer Sukkah bei der Polizei ein offizielles, mit einer Stempelmarke von 75 Kopeken versehenes Gesuch mit genauer Angabe über Plan, Ort und Material des „Baues" einzureichen sei. Der Kiewer Polizeimeister verbot das Beleuchten der Sukkoth am Abend. Auch müßten die Sukkoth so gebaut werden, daß man sie von der Straße aus keineswegs bemerken könnte.

Ein Schritt zur Demokratisierung der jüdischen Gemeinde in Petersburg.

Den Bemühungen der national und demokratisch gesinnten Kreise der Petersburger Jüdischen Gemeinde ist es endlich gelungen, eine Verfügung des Petersburger Stadthauptmannes zu erwirken, wonach die das Stimmrecht in Gemeindeangelegenheiten verleihende Gemeindesteuer von 25 auf 3 Rubel jährlich herabgesetzt wird. Dieser Beschluß dürfte von prinzipieller Bedeutung für die Gestaltung der jüdischen Gemeindeangelegenheiten in Rußland werden.

Graf Leo Tolstoi und das Kol-Nidre.

Vor einigen Tagen empfing Graf Leo Tolstoi auf seinem Gute Jasnaja Poljana den berühmten Violinkünstler Erdenko und bat ihn, ihm einige seiner Lieblingsstücke vorzuspielen. Am Schlusse des Konzertes bat Tolstoi, der Künstler möge ihm das „Kol-Nidre" vorspielen. Als der greise Dichterphilosoph die meisterhaft vorgetragene jüdische Weise hörte, schluchzte der Einsiedler von Jasnaja Poljana laut auf, dankte dem Künstler für den ihm dargebrachten köstlichen Genuß und meinte: „Es ist die traurigste und erhebendste Melodie, die ich je gehört habe, es ist die gesungene Märtyrergeschichte eines unglücklichen Volkes..."

Ein Rassen-Kongreß.

In England und Amerika wird gegenwärtig an den Vorbereitungen für die Veranstaltung eines Kongresses der Rassen gearbeitet, der nach vielen Richtungen bedeutsam zu werden verspricht. Der Zweck des Kongresses ist, eine Annäherung zwischen den Rassen des Orients und denjenigen des Okzidents anzubahnen. Es sind bereits Verhandlungen im Zuge, daß China, Japan, Indien, Türkei, Persien, Aegypten, sowie die Negerrassen in Amerika und Afrika durch ihre bedeutendsten Redner auf dem Kongresse vertreten seien. Israel Zangwill wurde ausersehen, ein Referat über die jüdische Rasse zu halten, der Erfinder des Esperanto, Dr. Zamenhof, wird über internationale Sprachenbildungen sprechen und dem bekannten Vertreter des Weltfriedens, Herrn A. Fried, wurde das Referat über die Presse zugewiesen. Zum Präsidenten des Generalkomitees wurde der bekannte Führer der ethischen Bewegung, Prof. Dr. Felix Adler in Newyork, gewählt.

Ein tausendjähriges Sefer-Thora in China.

In Hongkong befindet sich eine jüdische Gemeinde mit einem ständigen Kantor, welcher gleichzeitig als Schächter fungiert und die rabbinischen Funktionen versieht. Die Synagoge, die vor ungefähr neun Jahren ausgebaut wurde, ist eine Spende des englisch-indischen Großkaufmannshauses Sassoon. Zwischen den Thorarollen befindet sich auch eine, die aus dem tiefen Innern von China stammt und von sachverständigen auf ein Alter von 1000 Jahren geschätzt wird. Auch sonst besitzt diese Gemeinde sehr interessante und wertvolle synagogale Kunstschätze, die von früheren jüdischen Gemeinden im Innern des Reiches stammen.

Repressivmaßnahmen gegen das Zentralorgan der Zionisten Rußlands.

Aus Petersburg wird uns gemeldet:

Die erfindungsreiche russische Bureaukratie ist auf ein neues, sicheres Mittel verfallen, um der „rebellischen" Presse an den Leib zu rücken. Da das System der Belegung mit Geld- und Freiheitsstrafen nach „Gutdünken der Administration" den Grundfehler hatte, daß die „Delinquenten" mit für die russischen Verhältnisse nicht allzu strengen Strafen davonkamen, so geriet man auf die Idee, den Schein eines regelrechten prozeßualen Verfahrens zu wahren, wobei die Heißsporne von Journalisten viel empfindlicher getroffen werden könnten. Darf man doch der russischen Justiz ruhig vertrauen, daß sie die staatserhaltenden Pläne einer hochwohllöblichen Regierung nicht leichtsinnig kreuzen werde. Ein Opfer der neuen Preßpolitik der russischen Regierung wurde nun das russische Zentralorgan der zionistischen Organisation Rußlands „Ras'swjet". Wegen einer Notiz über die Odessaer Dumawahlen wurde die letzte Nummer des Blattes beschlagnahmt und der Redakteur „wegen Aufreizung zum Umsturz (!) der bestehenden Staatsordnung" zur Verantwortung gezogen.

Aus der zionistischen Bewegung.

Eintragung Martin Bubers in das Goldene Buch.

Nicht um seine Schuld für Anregung und freundschaftliche Teilnahme abzustatten — ein vergebliches Bemühen — sondern um ein Zeichen seines Dankes und seiner herzlichen Verehrung zu geben, hat der Verein jüdischer Hochschüler „Bar Kochba" in Prag beschlossen, Martin Buber in das Goldene Buch des Jüdischen Nationalfonds einzutragen. Durch diese Mitteilung sind alle, denen Bubers Gedanken Vertiefung und Erhebung gebracht haben, eingeladen, an dieser Ehrung teilzunehmen. Die beste Ehrung des außerordentlichen Mannes wird freilich — und das ist das ernste Streben des Vereines „Bar Kochba" — das Wirken im Sinne seiner Gedanken sein.

Gründung des zionistischen Volksvereines „Theodor Herzl" in Reichenberg.

Nach jahrelanger rastloser agitatorischer Arbeit ist es der zionistischen Organisation gelungen, in Reichenberg festen Fuß zu fassen. Schon vor einigen Jahren setzte Dozent Dr. Artur Mahler in Reichenberg in einer geschlossenen Gesellschaft die Beweggründe und Ziele unserer Bewegung auseinander, vor zwei Jahren hielt der jetzige Obmann des böhmischen Distriktskomitees zwei Versammlungen ab, im selben Jahre veranstalteten die Zionisten Reichenbergs eine Herzlgedenkfeier und schließlich wurde durch die Intervention des Obmannes des jüdischen Volksvereines „Zion" in Teplitz, Herrn Ernst Bechert, für Mittwoch, den 5. Oktober 1910 die konstituierende Versammlung des jüdischen Volksvereines „Theodor Herzl" einzuberufen. Als einer der Einberufer besprach Herr Ernst Bechert einleitend den Zweck der Einberufung der Versammlung, ihre zionistische Bedeutung und gab zum Schluß der Hoffnung Ausdruck, daß die junge Organisation sich recht gedeihlich entfalten möge. Dann wurden die Wahlen in den Ausschuß vorgenommen, und zwar wurden gewählt die Herren Dr. Hugo Reichmann zum Obmann und Dr. Josef Sander zum Obmannstellvertreter. Der neugewählte Obmann dankte für das ihm durch die Wahl bewiesene Vertrauen, besprach die zionistischen Aufgaben der neu gegründeten Ortsgruppe und versprach, seine Kraft nach Möglichkeit in ihren Dienst zu stellen. Die Herren Hoitasch und Fleischer beglückwünschten den neuen Verein namens des Gablonzer Volksvereines, die Herren Birnbaum und Kopetzky namens des K. P. J. V. und der „Barissia". Hierauf wurde die Versammlung geschlossen.

Jüdischer Nationalfonds.

In der letzten Woche liefen im ganzen 9672 Mark 3 Pfennige für den Nationalfonds ein.

Neue Palästinamarken.

Da die Nordaumarken bereits vollständig vergriffen sind, wird die Ausgabe einer neuen Palästinamarke, die bereits in den nächsten Tagen zum Preise von 2 Hellern bei den Nationalfondskommissären erhältlich sein wird, durchgeführt.

Von der Woche.

Vortrag Dozent Dr. Domin in Přibram.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

In der letzten Nummer Ihres geschätzten Blattes wurde über einen vom Universitätsdozenten Dr. Karl Domin, Sohn des Lehrerbildungsanstaltsdirektors und Regierungsrates Herrn K. Domin, in unserer Stadt abgehaltenen wissenschaftlichen Vortrag berichtet, in dessen Verlaufe es sich der Referent nicht versagen konnte, den bei der Ausschiffung in Port-Said durch das Herandrängen kleiner Maklerboote entstandenen Lärm mit einer „Judenschule" zu vergleichen. Dieser abgeschmackte Vergleich des Herrn Dozenten wurde bereits nach Gebühr gewürdigt und dem breiteren Publikum zur Beurteilung übergeben. Nunmehr teile ich Ihnen mit, daß auch die Přibramer Judenschaft diese Aeußerung nicht ohne Protest aufnahm. Ein Vertreter derselben wendete sich an den Redakteur des „Rozvoj" mit der Bitte, das taktlose Vorgehen des Herrn Dozenten entsprechend zu beleuchten. Als Antwort erschien prompt ein Schreiben des Herrn Dr. Tenꝫ, aber beileibe nicht im „Rozvoj", sondern fein säuberlich geschlossen an den Bittsteller, in dem Herr Dr. Tenꝫ erklärte, eine abfällige Kritik über Dozenten Dr. Domin nicht veröffentlichen zu können. Zum Ueberfluß wurde er noch deutlicher und schloß an diese vielsprechende Absage noch eine Motivierung an. „Man würde den Juden Ueberfeinfühligkeit vorwerfen, außerdem sei der ganze Vorfall nicht gar so beleidigend und schließlich würde den Herrn Dozenten Domin die Veröffentlichung unangenehm berühren." So sieht also die großmäulige Verteidigung jüdischer Interessen durch den „Rozvoj" in Wirklichkeit aus. In Versammlungen, solange es um Menschenfang geht, nehmen sich die Herren den Mund übervoll, wenn es sich aber darum handelt, einen vorlauten und taktlosen Dozenten in die Schranken zu weisen, liegen sie allesamt auf dem Bauche und sind bereit, die ohrfeigende Hand mit Küssen zu bedecken. Oder hat etwa Herr Dozent Domin Herrn Dr. Tenꝫ persönlich erklärt, daß seine Worte nicht als Beleidigung aufzufassen wären? Wir glauben wohl richtig zu gehen, wenn wir der Vermutung Raum geben, daß in der Motivierung des Herrn Dr. Tenꝫ das Hauptgewicht auf den letzten Satz zu legen ist. Herrn Dozenten Domin „könnte die Veröffentlichung unangenehm berühren". Da liegt der Hund begraben und mit einem Dozenten ist besser in Freundschaft zu leben, wenn sie auch durch einen Programmbruch erkauft wird. Daß übrigens Herr Dr. Tenꝫ nicht „überfeinfühlig" ist, gehört längst zu den Binsenwahrheiten; er hat im Laufe seiner politischen Tätigkeit gegen weit ärgere Anrempelungen einen stoischen, wohl einer besseren Sache würdigen Gleichmut bewahrt.

Feiertagseindrücke.

An Stelle einer Neujahrsbetrachtung wäre es ziemlich angebracht, immer eine Rückschau zu halten über den Verlauf der drei hohen Feste und zu registrieren, wie sich unsere Reihen von Jahr zu Jahr immer mehr lichten. Noch vor einer Generation waren die zwei Neujahrstage und der Versöhnungstag so sehr festgelegt als Ruhetage im Prager Geschäftsleben, daß sie allenthalben respektiert wurden. Man rechnete damit und gewann solcherart einen Begriff von der Bedeutung der Judenheit im Geschäftsleben. Es war, von allem anderen abgesehen, eine Manifestation. Von Elementen, die destruktiv im Judentum wirken und ihm auch sonst nicht wenig schaden, wurde in diese Phalanx Bresche geschlagen, so daß die Zahl jüdischer Geschäfte, die an diesen Tagen geöffnet sind, von Jahr zu Jahr wächst. Hier ist nicht allein der religiöse Standpunkt maßgebend, vielmehr der gesamtjüdische, der auf diese Weise zum Ausdruck kommt und von der Bevölkerung nicht unsympathisch aufgenommen wird, überdies aber dem jüdischen Bewußtsein Achtung verschafft. Es wäre endlich an der Zeit, daß diesen Dingen die jüdische Oeffentlichkeit ihre Aufmerksamkeit zuwendet, die nicht zugeben soll, daß einige oder viele — es bleibt sich dies gleich — der Gesamtheit schaden. Vielleicht werden diese Zeilen dazu beitragen, daß im künftigen Jahre Vorkehrungen getroffen werden, damit alle Juden

Für unsere Frauen

21. Oktober 1910. | Beilage zur „Selbstwehr“. | I. Jahrgang. Nr. 1.

Prosaische Ehen.

Es war zum erstenmal im vergangenen Sommer, als ich den obengenannten Ausdruck aus dem Munde eines unserer bedeutendsten Novellisten vernahm. Ich erkundigte mich damals nach dem Schicksal einer Jugendfreundin, die, als sie kaum sechzehn Jahre war, sich schon das Bild ihres Zukünftigen mit aller nur denkbaren Idealität auszumalen pflegte. Schön sollte er sein wie ein Apoll, geistreich, witzig, edel, begeistert für alle hohen Aufgaben der Menschheit, im Wettkampfe mit den Besten seiner Zeit, einer der Ritter vom Geiste, deren Namen die Welt mit Bewunderung nennt; und nun sagte mir mein Freund, sie lebe in einer sehr „prosaischen Ehe“.

Seitdem klingt mir das Wort fort und fort in den Ohren; wo ich zwei Menschen fürs Leben verbunden sehe, da lege ich den Prüfstein an und frage mich: „Etwa auch eine prosaische Ehe?“

Sonderbar: die Antwort lautet zumeist bejahend; unter hundert Ehen, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, kaum zehn, in denen nach mehrjährigem Zusammenleben die Ideale noch nicht zerronnen sind, die einst das trunkene Herz geschwellt haben.

Abgesehen von jenen sogenannten Vernunftheiraten, die sich ja gewöhnlich, wenn schon das Herz manchmal bei Eingehung derselben zu brechen drohte, günstiger gestalten, als man erwartet, ja oft sogar harmonisch ausklingen, werden selbst die meisten anscheinend aus Neigung eingegangenen Ehebündnisse recht prosaisch. Da hört man dann in allen Tonarten das Lied von den „unverstandenen Frauen“, statt des in seelenvoller Begeisterung flammenden Blickes sieht man schmollende, trübe, ja wohl gar verweinte Augen, statt der innigen Uebereinstimmung, die sich in Wort und Tat kundgeben sollte, hört man Vorwürfe und unfreundliche Worte. Endlich, des ewigen Haderns müde, gehen sie ein Kompromiß ein, jedes sucht nach seiner Weise selig zu werden, der Mann besucht seine Klubs, die Frau ihre Freundinnen, gemeinschaftliche Vergnügungen werden kaum noch aufgesucht, selbst die Mahlzeiten nur selten gemeinsam eingenommen; das Budget wird vom Mann festgesetzt, die Frau hat mit dem ihr zugewiesenen Wochengelde zu reichen, sie hat keinen Einblick in seine Geschäftsgebarung, ist nicht mehr, wie sie ehedem träumte, die vertraute Freundin seiner Wünsche und Bestrebungen, sie ist eine Haushälterin geworden, die sich davon genügen lassen soll, ihr Auskommen zu haben und versorgt zu sein.

Derart sind noch die besseren jener „prosaischen Ehen“, die heute das Unglück aller jener Frauen ausmachen, die, irregeleitet durch eine die Phantasie mächtig anregende Romanlektüre, sich eine gar überschwängliche Vorstellung vom Eheleben gemacht haben; weit ungünstiger, weit prosaischer gestaltet sich bisweilen die Sachlage, wenn zu den seelischen Enttäuschungen auch die finanziellen hinzutreten, wenn das sich an einen, wie man glaubte, vermögenden, erwerbsfähigen Mann verheiratete Mädchen als Frau erfährt, daß der Mann nicht nur nichts hat, sondern auch leichtsinnige Spekulationen macht, für einen reellen Erwerb nicht taugt oder daß er das ihm anvertraute Vermögen vergeudet. Da zeigt sich denn die Prosa des Lebens in ihrer nacktesten, abschreckendsten Gestalt. Wenige sind stark und befähigt genug, sich in zweifelhaften Lebenslagen dem Manne als mithelfende, miterwerbende Kraft an die Seite zu stellen und so dem drohenden Unglück Einhalt zu gebieten. — Sobald das längst drohende Gespenst der Sorge die Schwelle des Hauses überschreitet, ist es zumeist mit dem ehelichen Frieden vorbei.

Sonderbar: Sollte man nicht meinen, daß zwei Menschen, die sich in Glück und Lebenslust verbunden, im Unglück, wo es gilt, einander mit vereinten Kräften zu helfen, desto inniger und fester zueinander halten müssen? Ein Blick ins Leben zeigt uns, daß dem leider nicht so ist. Wo finanzielle Störungen eintreten, ist es auch in den meisten Fällen gar übel mit dem häuslichen Glück bestellt. Die verwöhnten, in Glanz und Ueberfluß erzogenen Mädchen unserer Zeit haben oft nicht gelernt, selbst Hand anzulegen, sich einzuschränken, die Ansprüche, die sie seither an das Leben gestellt haben, den Verhältnissen entsprechend herabzusetzen. Die meisten heiraten, um das Leben besser genießen zu können, ein Haus zu machen, im Winter Bälle, im Sommer Kurorte zu besuchen. Sie glaubten ihren Gatten zu lieben, solange er ihnen all das gewähren konnte; seitdem es jedoch gilt, auf dies und das und noch etwas Verzicht zu leisten, ist es mit dem ehelichen Glück und der vielgerühmten und besungenen seelischen Uebereinstimmung zumeist aus. Der angebetete Karl ist ein Tyrann geworden, der mit seiner Hypochonderlaune dem jungen, lebenslustigen Weibchen jede frohe Stunde vergällt. Er will gar kein Einsehen haben, daß er an ihrem Unglück schuld; klagt sie ihm, wie sehr sie sich getäuscht fühle, so verläßt er sie unwirsch, sucht vielleicht anderswo das Glück, das er daheim nicht findet. Die „guten Freundinnen“ haben selbstverständlich nichts Besseres zu tun, als die ohnehin gramgebeugte Frau aufzureizen. Die Entfremdung der Ehegatten wird eine vollständige. Es gibt Szenen, Eifersüchteleien, Vorwürfe, nicht selten droht sogar die erregte Frau, diesem elenden Leben ein Ende machen zu wollen, doch tut sie es nicht, sie resigniert, tröstet sich mit all den tausend anderen, denen es nicht besser geht, beweint ihre Träume von Glück, Liebe und Leben, nimmt eine Duldermiene an und sucht allgemach dem Mann, der sie um all ihre stolzen Zukunftspläne gebracht hat, zu verzeihen. Um der lieben Kinder willen muß doch wenigstens das Dekorum gewahrt werden, und so lebt man ruhig nebeneinander, in Wahrheit wenig befriedigt, sehr enttäuscht in einer prosaischen Ehe.

Zumeist leiden wohl die Frauen am meisten unter derartigen unharmonischen Verhältnissen. Sie treten, selbst wenn sie keine ideal angelegte Natur sind, gewöhnlich mit ganz überschwänglichen Vorstellungen von einem zu erhoffenden Glück in die Ehe; sie fangen erst an zu genießen, während der Mann bereits blasiert ist. Er kann sich, wenn irgend eine Disharmonie entsteht, leicht darüber hinwegsetzen; er hat seinen Beruf, sein Geschäft, ihn interessiert die Politik. Er hat seine Vereine und Versammlungen, während die Frau zumeist über den engen, allzu begrenzten Wirtschaftskreis nicht hinaussieht. Wäre ihr Horizont größer, sie würde sich weniger von ihres Herzens Kümmernissen beherrschen lassen, in größerem Wirkungs- und Schaffenskreise Zerstreuung und Vergessenheit suchen.

Des Lebens wechselvolles Spiel.

Original-Roman von **Ida Barber**.

Nachdruck verboten.

I.

Die Brüder.

Im traulich gemütlichen Familienstübchen sind, nachdem das Geschäft geschlossen, die Mitglieder der Familie Leo Brauns versammelt. Sie wollen in einer wichtigen Angelegenheit einen Beschluß fassen.

Die alte Feindschaft, die beinahe zehn Jahre Leo Braun von seinem Bruder, dem Chef des Großhandlungshauses Alois Braun u. Co. trennt, soll heute überbrückt werden. Anlaß dazu bietet die bevorstehende Vermählung der einzigen Tochter Leos mit dem Prediger der Gemeinde, dem allbeliebten und im ganzen Orte verehrten Doktor Lehmer. Bei Leo Braun ist das Gemüt in hervorragender Weise ausgebildet, mit tiefem Schmerz empfindet er, daß der Bruder, der sich eines Wortwechsels wegen von ihm losgesagt hat, ihm im Laufe des Jahres ganz entfremdet worden ist.

Tränen steigen in die Augen des sonst festen Mannes, wenn er der ehemaligen Freundschaft gedenkt. — Alois jedoch scheint ihn ganz vergessen zu haben; er wohnt an einem fernen Ort, ist ein sehr reicher Mann geworden, verkehrt in adeligen Kreisen und hat wohl keine Zeit, des Bruders zu gedenken, dessen Herz die herrschende Feindschaft wie eine klaffende Wunde empfindet.

Die Söhne, des Vaters geheimen Schmerz, sein unabläßliches Sehnen kennend, suchen die Mutter zu beeinflussen, die Einladung zur demnächst stattfindenden Hochzeit ihrer Schwester persönlich dem Onkel zu überbringen und so eine Aussöhnung anzubahnen.

Frau Rosa fürchtete, von dem Schwager schroff zurückgewiesen zu werden; sie kann sich, seitdem er, wie sie meint, stolz und hochmütig geworden, kein Herz zu ihm fassen.

„Dich weist man nicht ab, Mütterchen,“ bittet Jakob, der älteste Sohn; „du verstehst es, gut und lieb mit den Leuten zu sprechen, die Tante Rachel hat dich lieb, Ihr waret ja ehedem ein Herz und eine Seele!“

„Ja, mein Kind,“ entgegnete Frau Rosa, „das war damals, als die Tante sich noch Tante Rachel nannte; da war sie eine schlichte, anspruchslose, gemütvolle Frau, mit der man gut verkehren konnte. — Als sie aber dann nach Pest übersiedelte, ihre „Salons“ eröffnete, Equipage hielt, da wurde aus der Tante Rachel die „Tante Rachelle“, mit der man nur noch französisch konversieren kann, die man nur in Samt und Seide gekleidet besuchen darf und selbst dann noch riskiert, von dem anmeldenden Diener zu hören: Die Gnädige sei nicht zu sprechen!“

„Setze dich dem Vater zulieb', Mütterchen, über all diese Torheiten hinweg,“ bat Jakob. „Was kann die sonst brave, biedere Tante dafür, daß der Hochmutsteufel den Onkel gepackt und geblendet, denn du weißt es recht gut, daß das Haus nach seinem, nicht nach ihrem Sinne geleitet wird!“

„Ich würde das Opfer nicht von dir verlangen, liebe Rosa,“ sagte jetzt Leo Braun ernst, „denn ich sehe, es wird dir schwer, auf den Vorschlag der Kinder einzugehen, indes —“ Er zögerte, seine Gedanken auszusprechen, doch da er den fragenden Blick der Gattin auf sich gerichtet fühlte, fuhr er fort: „Ich wünsche die Aussöhnung nicht meinet-, sondern Alois wegen. Seit Jahren beobachte ich, daß mein Bruder auf falscher Fährte ist; er bedarf meiner; er hat, so reich er ist, mit soviel Genossen er sich auch umgibt, keinen Freund, der ihm die Wahrheit sagt. Ihr könnt mir glauben, daß er innerlich unglücklich ist. Kennt er noch einen Festtag, ein gemütliches Familienleben? Er wohnt in dem einen Flügel des palastartigen Hauses, Rachel in dem anderen, die Kinder sind fremden Personen überlassen; man sieht sich, wie ich höre, nur noch in Gegenwart Fremder. Nochem, sein Sohn, oder wie er jetzt heißt, Norbert, führt ein ausschweifendes Leben und will den Vater glauben machen, das sei so gentlemanlike; Ilka ist eine Kokette, die —“

„Von wem hast du all diese Einzelheiten?“ unterbrach ihn Frau Rosa; „ich glaubte, daß du dich seit Jahren nicht um Alois' Haus und Ergehen gekümmert?“

„Meinst du wirklich,“ entgegnete der Gatte fast vorwurfsvoll, daß das brüderliche Gefühl in mir erstorben, weil — weil Alois es für gut befunden, sich von mir abzuwenden? Ich schäme mich nicht, es einzugestehen, daß, je kälter und je fremder er sich mir gegenüber gezeigt, desto mehr das Gefühl der Zusammengehörigkeit in mir erwacht ist. Zwar kann ich es nicht verstehen, weshalb er sich von seiner Familie, vom Judentum überhaupt abwendet, weshalb ihm fremde Menschen von oft sehr zweifelhafter Denkungsart lieber sind als diejenigen, mit denen er seine Jugend gemeinsam verlebt — indes will ich ihn nicht verurteilen, obgleich ich weiß, daß er falschen Zielen, die nie zu innerem Glück führen, nachjagt, wenn es aber je wieder zwischen uns wie ehedem wird —“

Aber das fällt den wenigsten Frauen ein. Durch falsche Sentimentalität verbittern sie sich und ihren Gatten das Leben, können sich nicht entschließen, die geträumte ideale Welt, in der der Mann stets zu den Füßen seiner Angebeteten sitzt, zu verlassen. All die, welche sich unverstanden dünken, sind es zumeist gar nicht; der Mann versteht, was sie wünschen, er ist nur nicht gewillt, auf ihre Eigentümlichkeiten einzugehen; er verlangt eine Gefährtin, die nicht verhimmelt sein will, sondern in dem Bewußtsein glücklich ist, an ihm einen treuen Freund fürs Leben gefunden zu haben.

Ruhige Naturen begnügen sich damit, in dem Geliebten den Freund wiederzufinden; leidenschaftlichere verzehren sich in ungestilltem Sehnen, sie mögen keine prosaische Ehe und setzen ihre Lebenskraft daran, ihr Geschick zu ändern.

Wer zählt die Tränen, die da im geheimen geweint werden, wer zählt die Seufzer, die sich dem schier verzagenden Herzen entringen? Zumeist hat ein wirkliches Unglück allein die Kraft, derartig zur Sentimentalität geneigte Frauen zu heilen. Der Verlust eines Kindes, schlechte Geschäftslage, eine Krisis bringt sie zum Bewußtsein, daß es noch härtere Schicksalsschläge gibt als die, die sie seither als die härtesten angesehen haben. Der siebzehn- oder achtzehnjährigen Frau ist es, als sei all ihr zukünftiges Glück mit einem Schlage vernichtet, wenn sie hört, daß ihr Gatte eine andere Frau schön gefunden hat, zehn Jahre später berührt sie diese Wahrnehmung vielleicht kaum; sie hat in diesen Jahren schon so manches durchgemacht, daß die Poesie ihres Gefühlslebens vor der Prosa der Alltagswelt erloschen ist.

Die Frauen sind klug genug, eine prosaische Ehe einer unglücklichen oder wohl gar getrennten vorzuziehen; haben sie es endlich über sich gewonnen, in ruhiger Freundschaft nebeneinander zu leben, so ist ihnen wohl selber genützt, aber um so empfindlicher wird das Familienleben geschädigt; wie Reif und Nachtfrost legt es sich auf all die duftenden Blüten, die in einem gemütvollen Heimwesen sprießen.

Die einer solchen Ehe entstammenden Kinder werden nun und nimmermehr weiche, für die hohen Aufgaben der Menschheit begeisterte Menschen. Zwar pflegt man zu behaupten, daß, wo die Frau sich vom Gatten nicht verstanden sieht, sie das ganze Maß der ihr innewohnenden Idealität und Liebesbedürftigkeit auf die Kinder überträgt; doch diese sind in einer Atmosphäre groß geworden, die die Entwicklung seelischer Eigenschaften wenig begünstigt.

Während eines Sommeraufenthaltes hatte ich Gelegenheit, in einem kleinen Försterhäuschen ein Ehepaar zu beobachten. Der Förster war mit seiner „Alten" 40 Jahre verheiratet. Sie lebten trotzdem noch in den Flitterwochen. Kam er abends todmüde heim, nie setzte er sich nieder, ohne seine „Alte" mit offenen Armen zu empfangen, ihr einen herzlichen, weitschallenden Kuß zu geben, wohl gar mit ihr in der Stube herumzutanzen; dann brachte Mutter ihm den warmen Kaffee, die Hausschuhe, die Mütze, setzte sich dicht an seine Seite und beide flüsterten wie ein Liebespärchen. Sie führten keine prosaische Ehe und ihre Kinder — ja, wenn sie von ihren Kindern sprachen, da gingen beiden die Augen über. Die Söhne hatten rühmliche, ehrenvolle Stellungen errungen, waren seltene Menschen.

Und neben ihnen wohnte ein Ehepaar; auch auch sie haben drei Kinder; sie sind wohlhabend, haben Equipage, der Mann fährt alle Morgen zur Stadt und kommt abends heim; die Frau erwartet ihn an der Tür, er springt aus dem Wagen, trägt eilig Akten und Bücher ins Zimmer; die dargebotene Hand der Frau scheint er selten zu sehen, einen Kuß ihr zu geben, dürfte ihm wohl im Leben niemals eingefallen sein. „Was Gutes zu essen?" fragt er sie. — „Du weißt ja," sagt die Frau schüchtern, „wir haben nur kaltes Nachtmahl." — „Dazu wäre ich herausgekommen?" entgegnete der „zärtliche" Gatte, und ohne die bittenden Blicke seiner Frau zu achten, besteigt er wieder den Wagen und fährt zur nahegelegenen Restauration. Die Kinder sehen die Mutter verstört, sie sehen, wie der Vater unfreundlich zu ihr ist, sie respektieren sie nicht sonderlich und infolgedessen vermag sie keinen erheblichen Einfluß auszuüben. Es erfüllt sie mit tiefer Bekümmernis, wenn sie sieht, wie das Völkchen da unter ihren Augen aufwächst, ohne Pietät, ohne sittlichen Fonds, ohne ernstes Streben. Mit unangenehmen Berichten darf sie dem Gatten nicht kommen, er will ja in der Zeit, wo er frei von Geschäften ist, nicht behelligt sein, ja er würde wohl zumeist das Haus meiden, wenn sie ihm all das klagen wollte, was ihr hinsichtlich der Erziehung der Kinder als verfehlt erscheint. Ihre Ehe ist eine sehr prosaische. Doch da sie eingesehen, daß aus einem Apfel kein Pfirsich zu machen sei, trägt sie geduldig ihr Geschick.

Und doch, glaube ich, wäre vieles gutzumachen, wenn man es wie ein guter Gärtner verstände, zu rechter Zeit die rechte Art des umgestaltenden Einflusses einwirken zu lassen. Die meisten Frauen verfehlen es dadurch, daß sie, wenn sie sich in ihren Idealen getäuscht sehen, einsilbig, mürrisch, unfreundlich werden, die unglückliche Verkannte spielen und den Mann, anstatt ihn zu fesseln, von sich fernhalten.

Je ruhiger man eine Täuschung hinnimmt, desto eher findet man das Mittel und auch die Kraft, ihr entgegenzuarbeiten. Gar manche Frau, die in den letzten Jahren schier daran verzweifelte, ihrem Gatten ihre Ansicht zugänglich zu machen, hat es durch ruhiges, objektives und konsequentes Handeln endlich dahin gebracht, eine vollständige Harmonie zu erzielen, ihrer Ehe den poetischen Duft zu erhalten, der ihr eigen bleiben muß, soll sie eine wahrhaft glückliche sein.

Die prosaische Ehe steht durchaus nicht im Einklang mit dem Begriffe, den wir uns vom Familienglück zu machen pflegten. Sie ist der Tod jeder höheren, weihevollen Stimmung.

Wie es denn nun kommt, daß so unzählig viele Menschen teils unüberlegt, teils im Kampfe erlahmend, leichtsinnig ihre innere Lebensfreude opfern?

Zur Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm, war es anders, sie zankten sich einmal herzhaft, wenn es nicht stimmen wollte, waren sich dann aber wieder herzhaft gut, wenn das Ungewitter vorbei war.

Geh' fleißig um mit deinen Kindern.

„Geh' fleißig um mit deinen Kindern!
Habe sie stets um dich und liebe sie
Und laß dich lieben einzig schöne Jahre!"

„Sie wollen wirklich heute schon Ihre Rückreise antreten?" fragte mich zur Zeit meines Aufenthaltes in Nizza meine Zimmernachbarin, als sie mich damit beschäftigt fand, den Koffer zu packen.

„Ich vergehe vor Sehnsucht," sagte ich ihr; „recht genommen, war es doch ein unverzeihlicher Leichtsinn, meine beiden kleinen Puppen Fremden zu überlassen; ich muß zurück."

Sie sah mich lange prüfend an — schien etwas sagen zu wollen, das ihr schwer über die Lippen kam, dann eine Träne zerdrückend, verließ sie erregt, ohne Abschied zu nehmen, das Zimmer.

Die Frau — man nannte sie Lady Hogart — gefiel mir ungeachtet ihrer Absonderlichkeit und all dessen, was man über sie erzählte, doch ganz außerordentlich. Ich hatte während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Nizza manche Stunde mit ihr verplaudert und oft ihre seltene Welt- und Menschenkenntnis zu bewundern Gelegenheit gehabt.

Die böse Welt wollte ihr dies und das nachsagen, sie habe mit ihrem Mann nicht glücklich gelebt, ihre Kinder vernachlässigt, ihre sehr begüterte Familie habe sich von ihr zurückgezogen und dergleichen mehr. So weit ich Lady Hogart kannte, glaubte ich von alledem kein Sterbenswörtchen; zwar hatte sie nie über ihre Vergangenheit gesprochen, doch ich ehrte ihr Schweigen und machte auch nie den leisesten Versuch, zu erfahren, was sie mir nicht freiwillig mitteilte.

Als ich mit meinem Koffer fertig war, nahm ich mir vor, noch einmal nach Cimiez zu gehen und von all den herrlichen Blumengärten Abschied zu nehmen, die in traulich süßen Stunden mir den Aufenthalt hier zu einem so genußreichen gemacht; da trat Lady Hogart ein und indem sie mir ein Buch überreichte, sagte sie:

„Ich gebe Ihnen als Abschiedsgruß nicht, wie es hier üblich, Blumen mit auf den Weg. Dieses Büchlein, hoffe ich, wird Ihnen lieber sein als der schnell verblühende Strauß."

Ich warf einen Blick hinein; es war Leopold Schefers Laienbrevier; auf dem Titelblatt las ich von Lady Hogarts Hand geschrieben:

„Geh' fleißig um mit deinen Kindern,
Habe sie stets um dich und liebe sie
Und laß dich lieben einzig schöne Jahre!"

Als ich sie, statt ihr zu danken, etwas befremdet anblickte, sagte sie, als erkenne sie meinen Gedankengang:

„Nicht wahr, Sie wundern sich, daß gerade ich, der man Vorwürfe macht, schlecht an den

---

Von Rührung übermannt, konnte Leo Braun nicht weiter sprechen; da es gerade klingelte, sprang er eilig auf, um selbst die Tür zu öffnen. Die Seinigen sollten nicht sehen, wie er draußen auf dem Korridor eine Träne aus dem Auge wischte; sie sahen es nicht, doch sie wußten es, daß die Rührung den guten Vater einmal wieder ganz gefangen genommen hatte.

„Ich reise," sagte jetzt Frau Rosa fest entschlossen, „der Schwager Alois ist ja ein Kavalier geworden, wie man erzählt; er wird doch eine Frau mit der ihr zukommenden Achtung —"

„Kannst du daran zweifeln, Mutterlieb," unterbrach sie ihre Tochter Leah; „würden wir dich überhaupt zur Reise überreden, wenn wir nicht sicher wären, daß du die freundlichste Aufnahme findest? Die Tante Rachelle hat mir so herzlich gratuliert, zwischen den Zeilen des Briefes lese ich, daß sie unserer in aller Liebe gedenkt und auch in ihrem Herzen die Alte geblieben ist."

Wenige Tage später geleitete die ganze Familie die Mutter zur Bahn. Das war ein Herzen und Küssen und Abschiednehmen, als ob es ein Lebewohl auf lange Zeit gälte, und doch hatte Frau Rosa versprochen, am Freitag wieder zu Hause zu sein. Am Sabbat war das Geschäft geschlossen, der Tag der Familie geweiht, und da hielt sie es für ihre Pflicht, wieder bei den Ihrigen einzutreffen. — Obgleich 25 Jahre verheiratet, lebte sie doch mit ihrem Gatten noch in jener beglückenden Gefühlsinnigkeit, die man als das Charakteristische der Flitterwochen preist. — Ein Sabbat ohne Anwesenheit der Hausfrau, die den Sabbat vorbereitet, ihm die Weihe gibt durch das Lichteranzünden, ihm den Glanz und den Schimmer erst verleiht, wäre Leo nur halb so festtäglich vorgekommen, wie der, da die Gattin festlich gekleidet, die Haube, die ihr noch heute so gut stand wie ehedem der Myrthenkranz auf dem glatt frisierten Kopfe, neben ihm sitzt, jedem von den eigenhändig zubereiteten Speisen reicht, für jeden ein freundliches, ermunterndes Wort hat.

Frau Rosa hat es verstanden, jene stimmungsvolle Poesie, die wie Waldesaroma erfrischend und belebend wirkt, um sich zu verbreiten. Sie ist nur eine schlichte, anspruchslose Frau, aber sie hat das Herz auf dem rechten Fleck, ein angeborenes Gefühl für Pflicht und Recht, und wo sie jemand leiden sieht, da sucht sie ihm das Leid tragen zu helfen, wo man sich freut, da kann sie wie ein Kind mitjauchzen. So ist sie all den Ihrigen ans Herz gewachsen und da der Zug jetzt abdampft, stehen in aller Augen Tränen. Die Kinder winken mit den Taschentüchern und werfen ihr Kußhändchen zu, Leo Braun bewegt die Lippen zu einem Gebet, daß Gott sie beschützen und sicher heimgeleiten möge.

II.
Die Braut.

Während der Mutter Abwesenheit führte Leah das Hauswesen; sollte sie ja schon in kurzer Zeit ihr eigenes leiten. Sie war die glückliche Braut eines Mannes, der ihr der Inbegriff aller Mannestugend, Ehrenhaftigkeit und Seelengröße war.

Schon als Kind, da sie noch seine Schülerin gewesen, hatte sie mit stiller Begeisterung zu ihm aufgeschaut, seinen Worten mit staunender Bewunderung gelauscht; zur Jungfrau erblüht, kannte sie keinen sehnlicheren Wunsch, als dem Manne anzugehören, der in ihrem jungen Herzen die ersten Begriffe von Pflicht und Liebe, von Religiosität und echtem Gottvertrauen geweckt. Der ernste Mann, der in Ausübung seines Berufes dem Gedanken an ein eigenes Glück bisher wenig Raum gegeben, ward nachdenklicher, als er sah, wie aus Leahs unschuldsvollen Kinderaugen ein eigenes Feuer ihm entgegenstrahlte, das auch in seinem Herzen eine Flamme entfachte.

Er hatte in Leo Brauns Hause stets offene Gastfreundschaft gefunden; man schätzte ihn als kenntnisreichen Mann, als Prediger der Gemeinde und Lehrer der Kinder; jetzt aber hielt er es geboten, dem Braunschen Hause fernzubleiben. Er wußte, daß Braun für seine ebenso schöne wie geistvolle Tochter, der er eine ansehnliche Mitgift geben konnte, eine Partie anstrebte, die ihr ein behagliches, unabhängiges Leben sicherte. — Was konnte er ihr bieten? War er nicht als Kultusbeamter von den Launen der einzelnen Gemeindemitglieder abhängig? War seine Stellung nicht mehr als eine unsichere? Eigenes Vermögen hatte er nicht, denn wenn er auch hätte sparen können, so hielt er es doch für eine Pflicht, Not zu lindern, wo er Bedürftige fand.

Leah ward damals, als Dr. Lehmer das Haus ihrer Eltern mied, auffallend still, ja melancholisch sogar. Die roten Wangen wurden blaß, ihr elastischer Gang schleppend, die sonst feurigen Augen erschienen glanzlos.

„Was ist mit dem Kinde?" fragte sich die Mutter, und da sie, die Tochter sorgfältiger beobachtend, sie einst mit verweinten Augen in ihrem Zimmer vor Dr. Lehmers Bild fand, wußte sie alles.

(Fortsetzung folgt.)

eigenen Kindern gehandelt zu haben, Ihnen dies als Abschiedswort zurufe — doch glauben Sie mir, auch ich hätte mich „einzig schöne Jahre“ von meinen Kindern lieben lassen — es sollte nicht sein! Mein Lebensglück ist dadurch vernichtet, ich selbst bin vielleicht schuld daran, vielleicht auch nicht, doch damit es anderen nicht gleich mir ergehe —“

Tränen erstickten ihre Stimme.

Ich beruhigte die in hohem Grade aufgeregte Frau, redete ihr zu, nachdem ich ihr gedankt, mich auf meinem Spaziergang zu begleiten und ihr Herz durch Mitteilung zu erleichtern.

Gern ging sie auf meinen Vorschlag ein. Schweigend schritten wir nebeneinander den Pfad zum Schloßberg entlang.

Als wir an einem lauschigen Plätzchen uns niedergelassen, fragte mich Lady Hogart:

„Heißt es nicht die letzte Stunde unseres Zusammenseins entweihen, wenn ich Ihnen mitteile, wie ich um mein Lebensglück betrogen?“

Ich bat sie, mir ihr Vertrauen zu schenken und ihr Herz zu erleichtern; tief Atem holend, die Hand auf das hochklopfende Herz drückend, begann meine Nachbarin:

„Als ich Sir Hogart die Hand reichte, war ich kaum sechzehn Jahre alt; er war um dreißig Jahre älter, ein finsterer, verschlossener Mann, der mir eher Furcht als Liebe einflößte. Meine Eltern forderten, ihnen das Opfer zu bringen. Sir Hogart als meinen Gatten anzuerkennen: sie waren verschuldet und hofften, mit der Summe, die ihnen Sir Hogart vorstreckte, ihre Verhältnisse in Ordnung zu bringen.

Ich wurde sein Weib. In zehn endlos langen Jahren, welche ich an seiner Seite verlebte, lernte ich des armen Erdenlebens Müh' und Sorge kennen.

Vollständig von der Welt zurückgezogen. wollte ich nur meinen Kindern leben — doch Sir Hogart hatte es anders beschlossen, und sein Wille war mir Befehl.

Kinder waren ihm verhaßt; er mochte sie nicht sehen, nichts von ihnen hören. Er zwang mich, sie der Obhut Fremder anzuvertrauen, mit ihm zu reisen, stets seinen Wünschen willig zu sein.“ — —

„Von meinen Kindern,“ fuhr die schwergeprüfte Frau unter Schluchzen fort, „sind mir drei geblieben und diese drei sind meinem Herzen fremd; sie kennen mich nicht, wollen mich nicht kennen, da ihr eigener Vater sie gegen mich eingenommen.“

Lady Hogart hielt eine Weile inne; Tränen erstickten ihre Stimme; ihr Schweigen ehrend, ergriff ich teilnahmsvoll ihre Hand und sagte:

„Sie haben das Schwerste erduldet, das ein Mutterherz treffen kann. Wenn es Sie nicht zu sehr angreift, teilen Sie mir weiter mit, wie alles gekommen.“

Sie trocknete ihre Tränen und sagte: „Ja, wie alles gekommen? Weiß ich es selbst? — Mein ältester Sohn Willy, ein bildschöner, rotwangiger Knabe, starb in seinem dritten Jahre; es hieß, er sei von einer Leiter gefallen, habe ein Bein gebrochen und sei, als dasselbe abgenommen werden sollte, mit einem zu starken Betäubungsmittel behandelt worden. Als wir die Schreckensnachricht erhielten, waren wir in Neapel; dort hatte unsere kleine Ella einige Wochen zuvor das Licht der Welt erblickt. Mich hielt nichts mehr im fernen Lande, ich wollte nach Haus; das Kind starb uns, während wir auf der Heimreise waren.

An meinem zwanzigsten Geburtstage kniete ich am Grabe meiner beiden Kinder. Fest entschlossen, in Zukunft sorgsamer meine Mutterpflichten zu erfüllen, suchte ich Sir Hogart zu bewegen, das Wanderleben, das er führte, aufzugeben.

Nach Jahresfrist war wieder ein lieber, reizender, kleiner Bursche bei uns eingekehrt, ein Kind, so frisch, so lieb, so engelrein, daß ich es als eine Gnade Gottes ansah, es lieben zu können. Ich selbst wollte es pflegen, keine fremde Hand sollte es berühren dürfen.

Sir Hogart schalt mich ob meiner kleinbürgerlichen Anschauungen, doch ich blieb fest und wollte mich von meinen Mutterpflichten nicht abbringen lassen.

Was tat der gute Mann? Er mied das Haus und sagte, Kindergeschrei sei ihm verhaßt, ich selbst sei ihm verleidet und unausstehlich geworden, da ich keinen höheren Beruf kenne als den, Amme zu sein.

In der Gesellschaft bespöttelte und belächelte man mich; man fand es ganz natürlich, daß Sir Hogard anderen Umgang suchte.

Da erwachte in mir der Dämon der Eifersucht. Ich trachtete, meinen Gatten zurückzugewinnen, und als er die Bedingung stellte, Tom müsse aufs Land, da war ich schwach genug, mich von meinem Kinde zu trennen, um den häuslichen Frieden zu wahren.

Ich sah den armen, kleinen Tom, den ich sechs Monate selbst genährt, nicht wieder. — Etliche Wochen nach der Trennung, wir waren gerade in Paris, erhielt ich die Schreckensnachricht, die Amme habe das Kind erdrückt. Von furchtbaren Selbstanklagen gepeinigt, fassungslos, machte ich meinem Gatten die bittersten Vorwürfe. Um diesen zu entgehen, ließ er mich allein in der Weltstadt: ein Briefchen, das ich auf seinem Schreibtisch fand, sagte mir, daß er es vorziehe, allein heimzukehren.

Drei Jahre lebten wir damals getrennt; seine Roheit hatte mich aufs tiefste verletzt.

Meine Eltern wußten mir, nachdem ich ihn vergessen, klar zu machen, daß ich zu jung sei, um schutzlos in der Welt dazustehen.

Widerstrebend willigte ich ein, zu Sir Hogart zurückzukehren. Es war zu meinem Unglück. Er, eine echte Junggesellennatur, wollte nichts von Familie, von Treue, von Rücksichtnahme wissen; ich selbst ließ nicht nach, ihn anderen Sinnes machen zu wollen, daher ewige Zerwürfnisse, Aerger, abermalige Zerwürfnisse sechs Jahre später.

Wir hatten, als diese eintrat, drei Knaben: Alfred, James, Edgar. Ich hatte es durchzusetzen gewußt, daß die Kinder ausschließlich unter meiner Leitung blieben. Alfred, welcher bei unserer zweiten Trennung vier Jahre alt war, hing mit wahrhaft kindlicher Liebe an mir, die beiden Zwillingsbrüder James und Edgar waren mein Stolz und meine Freude.

Unser Gesetz will, daß, wenn die Eltern getrennt leben, die Knaben vom sechsten Jahre ab dem Vater zur Erziehung verbleiben. Sir Hogard wußte kraft des Gesetzes meine Lieblinge in seine Gewalt zu bekommen. Blutenden Herzens mußte ich mich von ihnen trennen. Sie wurden nach Irland in eine Erziehungsanstalt gebracht, dem Direktor der ausdrückliche Befehl gegeben, sie von mir fernzuhalten.

In meinem Unglück dachte ich oft, schon um mit den Kindern wieder vereint sein zu können, Sir Hogard wiederum die Hand zur Versöhnung zu bieten. Leopold Schefers Spruch:

„Und laß dich lieben einzig schöne Jahre“

fand in meinem verwaisten Mutterherzen einen so lebhaften Widerhall, daß ich zu jedem Opfer bereit gewesen wäre, nur um meinen Kindern Mutter sein zu dürfen. Gerade damals hatte Sir Hogart eine Tänzerin geheiratet. Ich sann auf andere Mittel, in den Besitz meiner Kinder zu gelangen. Eine Entführung, die ich geplant, mißlang. Die Kinder wurden einer anderen Anstalt übergeben. Jahrelang konnte ich nicht in Erfahrung bringen, wo sie sich aufhielten.

Als ich sie wiedersah — ich ließ Sir Hogart durch das Gericht zwingen, mir ihren Aufenthaltsort bekanntzugeben — waren sie mir entfremdet.

Scheu wendeten sie sich von mir, als ich sie liebend in meine Arme schließen wollte. Was man ihnen über mich gesagt, erfuhr ich erst später. Man hatte ihr kindliches Herz vergiftet. Wiederholt unternahm ich es, sie zu mir zurückzuführen — vergeblich. In ihren Adern rollte das Blut ihres Vaters.

Alfred ist jetzt achtzehn Jahre; er führt ein ausschweifendes Leben, ist ein junger Greis, man hat ihn berechnend dem Untergang entgegengeführt. James und Edgar sind zur Marine gegangen. Seit zwei Jahren bin ich ohne Nachricht von ihnen. Mir wurde eben nicht das Glück, mich von meinen Kindern „einzig schöne Jahre lieben zu lassen“,“ fuhr sie laut schluchzend fort.

Ich führte die unglückliche, jetzt völlig fassungslose Frau in eine Seitenallee, sprach ihr Trost zu und suchte die Hoffnung in ihr zu beleben, daß es ihr doch noch gelingen könne, ihre Kinder zurückzugewinnen.

Tieftraurig schüttelte sie das Haupt. Still, wie wir gekommen, traten wir den Heimweg an; sie geleitete mich tags darauf zur Bahn. Stumm drückten wir einander noch einmal, als der Zug sich schon in Bewegung setzte, die Hände.

Als ich am anderen Morgen meine Kinder in meine Arme schloß, glücklich, sie wohl, lieb und gut wiederzufinden, da gelobte ich Gott inniger als je, „fleißig mit ihnen umzugehen“, alles zu ertragen, um des Glückes teilhaftig zu werden, sie zu allem Guten heranbilden zu können.

Und wenn auch manche Wolke den Familienhimmel trübte, manche Täuschung unterlief — ihnen zuliebe stand ich auf meinem Posten; mich von ihnen „einzig schöne Jahre“ lieben zu lassen, sollte Hauptzweck meines Lebens sein.

Ja, oft hatte ich im Laufe der Jahre Gelegenheit, zu beobachten, daß Lady Hogarts Schicksal gar vielen Müttern zuteil wird.

Ehescheidungen, Ehetrennungen nehmen in auffälliger Weise zu, ohne daß die Gatten, die oft ohne zwingenden Grund auseinandergehen, sich klar machen, daß sie unverzeihlich leichtsinnig an ihren Kindern handeln, sich selbst aber um die süßesten Lebensfreuden betrügen.

Hygiene und Mode.

Es war an einem der letzten Neujahrstage, als ich, die fesch toilletierten Damen musternd, die ihre neuen Feiertagstoiletten spazieren führten, auf einer Bank im Stadtpark Platz nahm. Meine Aufmerksamkeit wurde durch eine junge Frau in Anspruch genommen, die, hypermodern gekleidet, am Arme ihres Gatten auf und ab promenierte; als ich sie genauer ins Auge faßte, erkannte ich sie. Eine Wallung des Unwillens unterdrückend, erwiderte ich ihren Gruß. Linienschlank sah Frau Carola heute aus, korsettiert, modelliert, fesch, so daß jeder stehen blieb und ihr nachsah; Taillenumfang 50 Zentimeter, Hüften und Brust plastisch hervortretend, als ob sie einem Maler Modell stehen sollte. In Wirklichkeit — das wußte ich — sah Frau Carola ganz anders aus; da hatte sie 80 Zentimeter Taillenumfang, da trat der Leib, der jetzt total weggeschnürt war, ganz ansehnlich hervor, da war absolut nichts von einer Wespentaille und Brustwölbung zu sehen! Sie nahm mir gegenüber im Boskett Platz, sagte, sie fühle sich nicht ganz wohl, müßte ein wenig ausruhen.

„Kein Wunder,“ murrte ihr Gatte ungehalten, „daß du nicht sitzen kannst! Hätte ich zu Hause gesehen, wie du dich wieder mal verunstaltet hast, ich wäre gar nicht so mit dir —“

„Das nennst du nun verunstaltet!“ unterbrach Frau Carola erregt; „ich trage das beste Korsett, habe die beste Schneiderin, beim Ankleiden lasse ich mir von Zofe und Stubenmädchen helfen, hoffe dir, wenn ich fesch gekleidet bin, Ehre zu machen, und da sprichst du mit deinem unbeschränkten Untertanenverstand von —“

„Ja, von Verunstaltungen spreche ich,“ unterbrach sie der Gatte ernst. „Alle Badekuren werden nicht gutmachen können, was du an dir gesündigt, wenn du dich so zusammenschnürst!“

„Mon Dieu,“ erwiderte Frau Carola, „ich kann doch nicht wie eine Tonne herumwandeln, alle meine Bekannten gehen so; das ist nun einmal die jetzige Mode, daß man sich den Leib wegschnürt, und —“

„Eine frivole Mode,“ fiel ihr unwillig der Gatte ins Wort; „keine anständige Frau sollte sich dazu hergeben, ihren Körper so malträtieren zu lassen. Da wundert man sich, wenn die junge Generation schwach und elend ist, an allerhand Gebrechen leidet! Ihr Modedamen habt ja überhaupt das Recht verwirkt, Euch eines gesunden Kindes freuen zu können!“

„Nun übertreibe nur nicht,“ sagte Frau Carola; „übrigens ist mir jetzt schon besser. Ich mag deine Moralpredigten nicht hören! Komm, laß uns nach Hause gehen!“

„Besser, ich hole dir einen Wagen,“ sagte der Gatte; „ich will es nicht, daß jeder Geck meine Gattin mit lüsternen Blicken mustert!“

Unfreiwillig war ich Zeugin dieser ziemlich laut geführten Unterhaltung geworden. Jetzt stand Frau Carola auf, setzte sich, nachdem sie ihre Stirnlocken geordnet, zu mir und sagte: „Haben Sie gehört, wie ungnädig mein Herr Gemahl meine neue Toilette beurteilt?“ Und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr sie überlegen lächelnd fort: „Ich darf ihm das ja nicht übelnehmen, er ist in kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, hat wenig ästhetisches Empfinden, sonst aber ist er ein ausgezeichneter Mensch, erfüllt mir alle meine Wünsche, hat mir, denken Sie, sogar unbeschränkten Kredit bei meiner Modistin eingeräumt! — Ah, da kommt er schon!“ Und mit flüchtigem Gruß war sie auf und davon, wollte seinen Arm nehmen, unterließ es jedoch, nachdem er, sie streng musternd, wohl irgend ein tadelndes Wort gesprochen haben mußte, das ihr die Laune verdarb. — Ja, wenn alle Ehemänner so gewissenhaft Kritik üben möchten wie Carolas Gatte, die jetzt beliebte Mode dürfte bald von der Bildfläche verschwinden. Es ist erstaunlich, wie junge Frauen, die da wissen, welch heilige Pflichten sie als Mütter zu erfüllen haben, dem werdenden Kinde die Möglichkeit nehmen, sich naturgemäß entwickeln zu können!

Und was sagen unsere Herren Aerzte zu diesem Unfug? Als ich jüngst den Hausarzt einer mir befreundeten Dame bat: „Sagen Sie Ihrer Klientin, der Frau W., doch, daß sie ganz unverantwortlich handelt, wenn sie in ihrem jetzigen Zustande noch ein modernes Droitmieder trägt,“ erwiderte er leichthin: „Sie muß ja wissen, was sie tut!“ — „Würden Sie das,“ fuhr ich eindringlicher fort, „bei Ihrer Frau gutheißen?“ — „O, meine Frau,“ sagte der gute Mann, „ist viel zu gescheit, um solchen Pflanz mitzumachen!“ Die Frau Doktor hat aber auch — wahrscheinlich infolge ihrer Gescheitheit — die reizendsten Kinder, die man sich denken kann, frische, rotwangige, dicke Buben, denen Mut und Lebensfreude aus den Augen scheinen.

Wenn man die Mode für alle Narrheiten, die ihr zuliebe begangen werden, verantwortlich machen wollte, müßte man ihr ungeachtet der Bestrebungen aller Friedensfreunde, den Krieg unmöglich zu machen, definitiv den Krieg erklären und das schwerste Geschütz anfahren lassen, um sie unschädlich zu machen. Das geschieht aber nicht; man findet alles schön, was uns die Pariser Mode-Industriellen empfehlen, trägt enganliegende, langschößige Paletots, Stiefel mit fünf Zentimeter hohen Hacken, zehn Zentimeter hohe, enge, den einfachsten Anforderungen dre Gesundheitspflege Hohn sprechende Stehkrägen, feste, überladene Hüte, die nicht einmal mehr die noch im Vorjahre üblichen Luftlöcher haben, unporöse Leibwäsche, die die Ausdünstung der Haut behindert. Und doch! Welche Unsummen werden für Modezwecke ausgegeben! Alle Modegeschäfte sind überfüllt, als würde es tags darauf verboten werden, Einkäufe zu machen. In den Manufakturengeschäften empfiehlt man Stoffe in grellsten ziegelroten, fayencblauen, cyclamefarbigen Nuancen, weiße Voiles, mit schwarzen Streifen karriert, eigens für Blusen bestimmte, mit handbreiten Atlasstreifen durchsetzte Changeantgewebe, die den Vorteil bieten sollen, zu jedem Rock getragen werden zu können. In den Modesalons sind hochelegante, für die Rennen bestimmte Toiletten ausgestellt, bräunlichgelbe Tuchkleider mit dreifach übereinander liegenden verschiedenen Revers und Goldknöpfen geziert, Roben aus Taffet, deren Aufputz Seidenstickerei oder Irish-Guipure bildet, große plissierte Taffetmäntel mit schwarzweißen Spitzenstolas montiert, Velvetroben in allen Farben.

„Deine Frau sieht wirklich aus," hörte ich beim letzten Rennen einen bekannten Sportsmann zu Bankier T. sagen, „als hätte sie einen Juwelierladen ausgeräumt!" Bankier T. lächelte und sagte: „Es macht ihr halt Spaß, sich so zu behängen; würde ich ihr ihr Vergnügen stören, bekäme sie ihre nervösen Anfälle, und du weißt, vor diesen habe ich ein gelindes Grauen!"

Mit ihren Nervenanfällen wissen die modernen Frauen alles durchzusetzen. So erzählt man, daß eine junge Wienerin sich sterblich in eine Pariser Toilette, die in einem Geschäft der Kärtnerstraße ausgestellt war, verliebte; der gestrenge Eheherr aber fand die Anschaffung des mit 600 Kronen bezifferten Kleides unnötig; Frau Laura wurde krank, nervös, der Hausarzt verordnete einen mehrwöchentlichen Kuraufenthalt in Abbazzia. Eine Freundin Lauras gab dem bestürzten Gatten, der seine Frau schon für ernstlich krank hielt, den wohlgemeinten Rat, Laura mit der Toilette, die ihr so sehr gefiel, zu überraschen. Der Rat wurde befolgt und sofort hörten Lauras Nervenanfälle auf, sie wurde vergnügt und seelensfroh und hoffte mit ihrer schönen, zimmetbraunen, reich mit Gold-Soutache verschnürten Tuchrobe auf dem Ringstraßenkorso in Wien zu paradieren; von Abbazziasehnsucht und Nerven keine Spur.

Die Abbazzianer Kurdamen müssen sich heuer, wie ihre Kolleginnen in Meran und Arco, eine unliebsam empfundene Beschränkung auferlegen; die Schleppe ist aus sanitären Gründen verboten; auch in Wien will der sich jetzt bildende Verein zur Bekämpfung der Staubplage ein Schleppenverbot erlassen. Ein Spaßvogel schlug vor, an allen öffentlichen Lokalen anschlagen zu lassen: „Nur Damen über vierzig Jahren ist das Schlepptragen erlaubt." — Im Gegensatze zu den langen, weiten Röcken werden jetzt tatsächlich schon viele ganz enge, ganz fußfreie Kleider getragen; da bei diesen eine Tasche nicht anbringbar, die Ridikule aber nur älteren Damen gestattet ist, hat sich unsere liebe Jugend die amerikanische Mode, das Portemonnaie am Strumpfband festzuhacken, zunutze gemacht. Eine kleine Hebung des Rockes, ein Griff und das Portemonnaie ist aus seinem sicheren Versteck ans Tageslicht gezogen. Als ich eine Amerikanerin, bei der ich diese Geldbeutel („Roosevelt") sah, fragte, ob sich ihre Landsmänninnen nicht genieren, das Kleid zu heben, wenn sie bei ihren Einkäufen dem Portemonnaie etwas entnehmen müßten, fragte sie ganz verwundert: „Ist es denn eine Gene, einen gut chaussierten Fuß zu zeigen? Von derartiger Prüderie weiß man bei uns nichts!"

Unsere Modedamen nehmen zwar nicht Anstand, mit halb entblößtem Oberkörper Bälle zu besuchen, den Fuß bis fast in Kniehöhe zu zeigen, würde ihnen doch indezent erscheinen, wiewohl sie großen Wert auf gute Fußbekleidung legen. Da gibt es jetzt durchbrochene Seidenstrümpfe in allen Farben, hohe Lackléderstiefel in Bordeaux, Staubgrau, Mode, Havannahbraun, Halbschuhe, mit gesticktem Vorderteil, Hackenschuhe, so tief ausgeschnitten, daß man nur einen fingerbreiten Rand sieht, über den kreuzweise färbige Bänder hin und her geschlungen werden, und als letzte Neuheit aus Passementerie gefertigte poröse Stiefel mit breiter Ledersohle, sogenannte hygienische Schuhe, die die Ausdünstung des Fußes begünstigen und einem vielgehegten Bedürfnis entsprechen dürften.

Ida Barber.

Zu spät.*)

„Vielleicht das Glück, nach dem ich stets geschmachtet,
Ich hielt's im Arm und hab' es nicht erkannt."
Als Widmung schrieb ich einstens diese Worte
Dir in ein Buch mit glaubensschwacher Hand.

Heut' weiß ich's besser. Ja, ich hielt's in Armen
Das höchste Glück, wie's keinem Traum entschwebt.
Nun da ich's weiß, hab' ich es auch verloren,
Mein trauernd Herz erzittert und erbebt.

Du warst mir fremd. Der reiche Schatz des Herzens
Ward erst zu spät dem kalten Denken klar.
Zu oft schon ward ich und zu schnöd betrogen
Und glaubte echt, was Flittergold nur war.

Du warst das Glück, und als ich es erkannte,
Was mir ein Herz voll treu'ster Liebe bot,
Daß es zum Himmel mir die Erde machte,
Da war's zu spät, — da raubte dich der Tod.

*) Wir entnehmen dieses Gedicht einer Sammlung stimmungsvoller Poesien, die Hofrat Alfons Nathan demnächst in Druck erscheinen läßt.

Briefkasten.

Frau Rosa L. Wir werden, Ihrem Wunsche entsprechend, demnächst einen Artikel über Kindererziehung bringen. Sie haben recht, daß Sie das Fräulein entlassen haben; wer Kinder erziehen will, muß etwas von Pädagogik verstehen; mit der Beaufsichtigung allein ist es nicht getan. Es ist gewiß ein Segen für Ihre Kinder, daß Sie sich ihnen jetzt selbst widmen; wir sollen nie von bezahlten Kräften mehr Pflichttreue beanspruchen, als wir selbst leisten.

Frl. Sidonie St. Ihnen wird das Warten zu lange, bis der Ersehnte sich findet? Warum ergreifen Sie nicht einen Beruf? Oder treten Sie irgend einem Vereine bei, in dem Sie sich nützlich machen, Ihre Kräfte verwerten können. In späteren Jahren, wenn Sie erst Gattin und Mutter sind, haben Sie viel weniger Zeit, Ihren guten Willen zu betätigen.

Frau Doktor R. Folgen Sie dem Rate Ihres Arztes! Nähren Sie Ihr Kind selbst, auch wenn es Ihnen schwer wird. Das Gedeihen Ihres Kindes wird Sie reichlich für all die Gesellschaften entschädigen, denen Sie sich jetzt entziehen müssen. Eine Amme hat oft eine sehr bewegte Vergangenheit. Sie kennen das Wort: „Mit der Muttermilch eingesogen." Wer weiß, welche Charaktereigenschaften das unschuldige Kind oft mit der Ammenmilch einsäugt! Sie sind jung und gesund; danken Sie Gott, daß Sie Ihr Kind selbst nähren können!

Frau Laura Z. Sie klagen, daß Sie sich nicht in Ihre Schwiegermutterrolle finden können. Sie haben leider viele Schicksalsgefährtinnen. Die jungen Frauen glauben, all der guten Lehren, die ihnen die Schwiegermütter erteilen, entraten zu können. Solange es sich um Aeußerlichkeiten handelt, drücken Sie ein, manchmal auch beide Augen zu; ein teurer Hut, eine kostbare Toilette — das spielt keine Rolle, solange Ihr Sohn freigebig genug ist, das Geld dazu herzugeben; aber wo es sich um die Erziehung der Kinder handelt, da treten Sie offen auf, da darf nichts versäumt werden. Und folgt man auch Ihrem Rate nicht gern, man wird ihn hören und Ihre Enkelkinder werden es Ihnen danken, daß Sie, wo es ihr Wohl galt, mit der ganzen Autorität der lebensklugen, erfahrenen Frau für sie eingetreten sind.

Frl. Anna in Marienbad. Von Schönheitsmitteln halten wir nicht viel. Kaltes Wasser ist oft wirksamer als alle Pasten und Poudres.

Großmama St. Vom Haarfärben rate ich Ihnen entschieden ab. Das gefärbte Haar nimmt gar bald einen Metallschimmer an, der nicht zu beseitigen ist.

Bücherschau.

Die Haushaltung. Von Marie von Zwiklitz. Das Buch sei allen Frauen, die rationell wirtschaften wollen, empfohlen. Klar, sachlich, ausführlich sind alle sich im Hause abspielenden Vorgänge besprochen; selbst die erfahrenste Hausfrau, die auf langjährige Praxis zurückblickt, kann aus diesem Haushaltungsbuche viel lernen; in demselben findet sie beachtenswerte Rathschläge, wie neu eingeführte Geräte und Haushaltungsmaschinen zu verwenden sind, wie man mit Brennmaterialien, Oefen, mit der Wäsche, der Bleiche, mit den Dienstboten rc. zu verfahren habe, wie und wo zu sparen sei, wie die Tafel zu decken, die Speisen auf ihren Nährwert zu prüfen seien. Artikel über Sparsamkeit, Körperpflege, Frauenbewegung, Kosmetisches, Wäsche dürften, weil kurz und interessant geschrieben, weitgehendste Beachtung finden. Frau Marie von Zwicklitz, eine Dame, die in der Wiener Gesellschaft vor Jahren eine Rolle spielte, an allen humanitären Bestrebungen eifrig teilnahm, zeigte sich hier als praktische, kenntnisreiche Hausfrau, deren Ratschläge über Haushaltung selbst den gediegensten Wirtinnen willkommen sein dürften. Das Buch ist durch die Buchhandlung von Schallehn u. Wollbrück, Wien XIV., zu beziehen.

B.

Druck und Verlag von Richard Brandeis in Prag.

ihre Geschäfte an den genannten drei Tagen geschlossen halten.

*

Die k. und k. Armee übt, wie seit jeher, die liberale Tradition, den jüdischen Soldaten an den hohen Feiertagen freizugeben; nicht so die sogenannten jüdischen Banken. Der beliebige Prokurist oder sonstige Bankgewaltige, dessen Vater noch heute vielleicht sogar in Prag den ganzen Tag betend und sich kasteiend im Tempel zubringt, dekretiert den untergeordneten Beamten und verbietet aufs strengste jedes Ausbleiben während des heiligen Tages. Wenn aber doch der eine oder der andere es wagt, den trifft nicht allein ein herber Verweis, sondern auch strenge Ahndung. In diesen Bankinstituten scheint es den jüdischen Beamten zur Pflicht gemacht zu sein, ihre Religion abzulegen, sobald sie das Definitivum erhalten. Auch darauf sollte ein Augenmerk seitens der jüdischen Korporationen gerichtet werden, damit diese jungen, intelligenten Männer dem Judentum unter der faulen Ausrede „Dienstpflicht" nicht noch mehr. als es schon der Fall ist, entfremdet werden. Hier haben die Juden noch etwas dreinzureden, wenn sie wollen.

*

Die Insertion der Gebetordnung in den verschiedenen Tempeln ist eine Errungenschaft der modernen Zeit. Doch wie sie geschieht, ist der Sache höchst unwürdig. Im „Prager Tagblatt", auf der letzten Seite unter Spezialärzten, Hebammen ꝛc. gemischt, sind diese Inserate mehr eine Farce als eine entsprechende Veröffentlichung. Und da anzunehmen ist, daß eine solche Behandlung dieser Inserate nicht von dem Blatte ausgeht, so können nur die Tempelvorstände dafür verantwortlich gemacht werden. Es wäre diesen zu empfehlen, Nachfrage zu halten, ob der katholische Gottesdienst zu Ostern auf solche Weise zur Veröffentlichung gelangt oder ob es die betreffenden Faktoren zugeben würden, daß es auf diese Art geschieht. Wie man sich gibt, so wird man genommen.

*

Der Eingang in die Tempel nur für Sitzinhaber ist gleichfalls eine Angelegenheit, die der Regelung bedarf. Es geht nicht an, daß nur derjenige ein Gotteshaus betreten darf, der eine Sitzkarte vorzuweisen vermag, zumal manche Tempelangestellte solche Besucher, die es wagen, ohne Karte einzutreten, brutal hinausweisen, so daß diese alle Lust verlieren, sich den Eintritt anderswo zu erbitten und daher lieber dem Gottesdienste fernbleiben. Diese Angelegenheit hört dann auf, eine Geld- oder Tempelfrage zu sein, sondern wird zu einer allgemein jüdischen Frage, die zu regeln der Gemeinde obliegt. Und dieser möchten wir die Angelegenheit zum gründlichen Studium empfehlen, weil sie von weittragender Wichtigkeit ist. Es liegen in unserer Redaktion mehrere Zuschriften, welche diese Dinge zum Gegenstande haben und sehr lehrreich sind. Es werden darin die Tempel und die Namen der Angestellten angeführt, wo und von wem die brutalen Ausweisungen geschehen sind. Hoffentlich wird man künftiges Jahr das Nötige vorkehren, zumal die Gemeinde jetzt einige Synagogen besitzt, wo Raum zum Stehen genügend vorhanden ist für jene, die sich einen Sitz nicht kaufen können.

Austritte aus dem Judentum.

Liselotte Anna Bloch, geb. am 29. Oktober 1904 in Prag, und Hans Hellmut Bloch, geboren am 12. April 1907 in Rumburg, Kinder des JUDr. Leopold Gottfried Bloch in Rumburg, sind am 8. September 1910 zur römisch-katholischen Kirche übergetreten. Auch der Vater, erst vor kurzem konfessionslos geworden, ist zu derselben Kirche übergetreten. — Hans Thierfeld, 6 Jahre alt, Sohn des MUDr. Rudolf Thierfeld in Warnsdorf, ist am 15. September 1910 zur evangelischen Kirche A. B. übergetreten. Auch der Vater, erst vor kurzem konfessionslos geworden, ist zu derselben Kirche übergetreten. — Karl Bukowitz, geboren am 23. September 1892 in Wien, wohnhaft in Krumau.

Verein zur Gründung und Erhaltung eines jüdischen Museums in Prag.

Vom 23. d. M. angefangen sind die Sammlungen des jüdischen Museums, welche in der Benediktsgasse 5 untergebracht sind, dem Publikum jeden Sonntag von 10 bis 12 Uhr vormittags unentgeltlich zugänglich. Die Sammlungen, die eine ganze Reihe interessanter Objekte aus der Geschichte der Juden in Böhmen enthalten, sind äußerst sehenswert und werden jedem Besucher volle Befriedigung gewähren. — Dem Vereine wurden durch Herrn Rabbiner Kaplan aus Selma (Amerika), welcher im Sommer das Museum besichtigte, namens eines ungenannt sein wollenden Spenders 250 Kronen übermittelt.

Israelitischer Spitalbauverein.

In der vergangenen Woche spendeten: Je 200 Kronen Ungenannt und N. N. durch Herrn Präsidenten Dr. A. Rosenbacher; je 100 Kronen die Herren Direktor E. Mendl in Prag und Richard Steiner in Teplitz; 50 Kronen Herr Emil Jäger; 30 Kronen Herr H. Taussig; 25 Kronen Herr M. Bondy in Firma Bondy u. Co.; 20 Kronen Herr Ferd. Steiner in Muttersdorf; je 10 Kronen Frau L. K., die Herren Josef Meindl jun., Leopold Wieg und Frau und Frau Marie Weiß in Simmer; je 5 Kronen die Herren O. Eckstein, O. Weil, K. Schiller in B.-Aicha, Frau Josefine Fürth in Karolinenthal und Herr Josef Porges in Prosek; 20 Kronen Tempelspende des Herrn Max Dewidels in der Klaussynagoge; 30 Kronen Herr Julius Pokorny als Spende im Tempel zu Königgrätz. 50 Kronen an Stelle eines Kranzes für Herrn Bernhard Popper von Kollegen des Herrn Otto Popper.

Aus Studentenkreisen.

Am Samstag, den 15. Oktober 1910, fand im kleinen Heinesaale die feierliche Inaugurationskneipe des Kartells Prager jüdischnationaler Verbindungen statt. Der Senior des Kartells, Herr JUC. Otto Stern, konnte in seiner Eröffnungsrede die Vertreter des zionistischen Distriktskomitees für Böhmen, der Freien Zionistischen Vereinigung, der Lese und Redehalle jüdischer Hochschüler in Prag, der jüdisch-akademischen Verbindungen Charitas, Ivria, Makkabäa und Unitas bgerüßen. Herr Phil. Heinrich Wittmann hielt die Festrede. Er zeigte, daß jedes Semester für die jüdischnationalen Studenten neue, schwere Aufgaben bringe, daß es immer gelte, vorwärts zu streben und weiter zu kämpfen. Der Gedanke an das ideale Ziel gibt uns die Kraft für diesen Kampf. — Nachdem sich an den offiziellen Teil ein gemütlicher, inoffizieller angeschlossen hatte, fand die würdige Eröffnungsfeier ihren Abschluß.

Verlobung.

Herr Ing. Heinrich Kleiner in Karolinenthal hat sich mit Fräulein Else Rind in Kgl. Weinberge verlobt.

Erledigte Stiftungen.

Die Prager isr. Kultusgemeinderepräsentanz veröffentlicht an ihrem schwarzen Brette die Erledigung nachstehender Stiftungen: 1. Die Dr. Isak Jeitelessche Blindenstiftung (3 Plätze zu je 211 Kronen) für in Prag, Smichow oder Lieben wohnhafte isr. Blinde. (Konkursendtermin 25. Oktober 1910.) 2. Die Nathan und Amalie Werfelsche Blindenstiftung per 70 Kronen für eine arme, alte, blinde isr. Frau unter Bevorzugung von Verwandten des Stifters. 3. Die Wilhelm Bunzelsche Stiftung per 775 Kronen für zwei unverschuldet verarmte isr. Kaufleute unter Bevorzugung von Verwandten bis zum achten Grade des Stifters. 4. Die Markus Wolf Bunzelsche Armenverwandtenstiftung per 36 Kronen für arme Verwandte des Stifters. 5. Die Josef Eichlersche Schülerstiftung per 7 Kronen 20 Heller für arme, sittliche, fleißige isr. Schüler. 6. Die Juda Löb Katz-Reiterlessche Stiftung per 145 Kronen 55 Heller für arme Verwandte des Stifters. 7. Die D. B. Franklsche Stiftung per 556 Kronen 40 Heller zur Verteilung an fünf arme, wohlverhaltene Männer der isr. Kultusgemeinde in Prag. 8. Die Rachel Luckasche Ausstattungsstiftung per 228 Kronen 28 Heller, die Samuel

---

Pilze- oder Erdbeersammelns aufzusuchen pflegten, fanden heute eine lohnendere Beschäftigung oben in der Stadt.

Neugierig sah sich der Pole um und blieb wie versteinert stehen vor dem Anblicke, der sich ihm darbot.

Auf einem der sich terrassenförmig erhebenden Hügel saß eine Frauengestalt, beleuchtet von einzelnen Sonnenstrahlen, welche durch die Zweige der hohen Tannen hindurchzitterten. Ruhig saß sie da, die Augen sinnend ins Weite gerichtet. Der kleine Mund war halb geöffnet, so daß die weißen Zähne hervorschimmerten. Sie war mit einem duftig-weißen Gewande bekleidet und das dunkle, in dicken Zöpfen geflochtene Haar zierte ein Kranz aus Eichenlaub.

War das ein Weib aus Fleisch und Blut oder eine Nymphe des Waldes, die zu erblicken ihm seine aufgeregte Phantasie gestattete?

Jetzt machte das holde Wesen eine Bewegung, um etwas neben sich Liegendes in die Hand zu nehmen. Die kleine Entfernung zwischen beiden gestattete es dem jungen Manne, den Gegenstand sofort zu erkennen.

Es war eine Strickerei.

„Ah," meinte der Fremde lächelnd, „das ist jedenfalls eine der vielgepriesenen Töchter des Landes, denn Nymphen und Feen stricken keine Strümpfe."

Von einem starken Baumstamme verborgen, war der Pole von der Schönen nicht eher gesehen worden, bis er in ihre unmittelbare Nähe gelangt war. Das Rascheln des welken Laubes, das bei seinem Herannahen laut wurde, ließ die Dame aufblicken.

Glühende Röte bedeckte ihre Wangen, als sie des Fremden ansichtig wurde. In einem zwar fremdartig klingenden, aber sonst ganz korrekten Tschechisch sprach er sie an. Sie antwortete ihm in derselben Sprache.

„Habe ich das Glück, Fräulein, in Ihnen eine Tochter der gastlichen Stadt Tabor, vielleicht gar eine Abkömmlingin des tapferen Taboriten zu begrüßen?"

„Ich bin beides nicht, mein Herr! Ich bin wohl eine Tochter des Landes, wie Sie an meinem geläufigen Tschechisch erkennen dürften, aber ich stamme aus einer anderen Gegend her und bin mit meinen beiden Zöglingen bei deren Großeltern zu Gaste. Dieser Wald ist unser liebster Ausflugsort und auch heute haben wir ihn als Ziel unseres Spazierganges gewählt, trotzdem er wie ausgestorben ist. Sie sind der einzige, dem wir heute noch begegnet sind."

„Ja, alles ist mit den Vorbereitungen zum morgigen Feste beschäftigt," sagte der Fremde, „es herrscht oben eine eilfertige Geschäftigkeit. Doch lag mir daran, die wunderbare Umgebung der Stadt in Augenschein zu nehmen, so daß ich meine Bekannten verließ und mich hieher begab. Der köstliche Waldesschatten hatte mich zum Schlummer eingeladen und beim Erwachen erblickte ich eine holde Nymphe mit einem Eichenkranz auf dem holden Lockenhaupte."

Erschreckt griff das junge Mädchen nach dem Kopfe, offenbar in der Absicht, den grünen Hauptschmuck, an dessen Vorhandensein sie vergessen hatte, herabzureißen. Doch der junge Mann hinderte sie daran, indem er sie sanft, aber entschieden bei der Hand faßte.

„O bitte, behalten Sie doch diesen Schmuck, der Ihnen so wunderbar zu Gesichte steht, und schenken Sie mir die Gunst, Sie darin noch eine Weile bewundern zu dürfen! Gestatten Sie mir auch, mich Ihnen in aller Form vorstellen zu dürfen: Dr. phil. Josef Dansky, Professor am polnischen Gymnasium zu Krakau."

„Sie sind gewiß als Deputierter hier angekommen," sagte das Mädchen, nachdem sie sich leicht verneigt hatte.

Luckasche Ausstattungsstiftung per 152 Kronen 77 Heller samt der Esther Bondyschen Zustiftung per je 85 Kronen für Verwandte der Stifter. 9. Die Karoline und Alfred Freundsche Kranken- und Armenstiftung per 300 Kronen für arme, würdige isr. Kranke, die infolge ihrer Erkrankung dauernd oder längere Zeit ihrem Berufe entzogen und in keinem öffentlichen Krankenhause untergebracht sind, oder an unverschuldet verarmte, in keinem Armenhause untergebrachte Personen. (Konkursendtermine 31. Oktober 1910.) 10. Die Jakob August Rosenbergsche Stiftung per 285 Kronen jährlich. Dieselbe ist bestimmt für isr. Studierende der juridischen Fakultät an der Prager Universität, die in Prag heimatsberechtigt sein müssen. Verwandte der Franziska Rosenberg, geb. Goldschmidt, und Amalie Rosenberg, geb. Schütz, genießen den Vorzug. Der Stiftungsgenuß dauert durch die gesetzliche Studienzeit und ein Jahr nach derselben. (Konkursendtermin 15. November 1910.) 11. Die Siegmund Christian Geitlersche Stiftung für hilfsbedürftige Witwen (1340 Kronen 60 Heller) zu gleichen Teilen an zehn christliche und drei jüdische, wohlverhaltene, in Prag zuständige und daselbst wohnhafte Witwen (verschämte Hausarme), auch wenn sie Pensionen bis 630 Kronen jährlich beziehen. Gesuche sind bis zum 23. November 1910 an die im Konkurs verzeichneten Mitglieder des Verleihungskomitees, resp. von isr. Witwen an die isr. Kultusgemeinderepräsentanz zu richten. (Näheres die Anschläge selbst.)

Ein jüdischer Sheriff in Hull.

Herr Edward Dumoulin in Hull ist zum Sheriff der Stadt für das kommende Amtsjahr ernannt worden.

Ein jüdischer Polizeichef für Konstantinopel.

Samuel Effendi, früher Richter am Berufungsgerichtshof in Konstantinopel, ist zum Polizeichef für die Küstenbezirke der türkischen Me-
sehr verantwortungsvollen Posten. Vor kurzem
tropole ernannt worden, übernimmt somit einen
wurde er anläßlich des Besuches des Prinzen Eitel Friedrich von Preußen, den er nach Jerusalem begleitete, durch die Verleihung des roten Adlerordens ausgezeichnet.

Wasserversorgung u. Kanalisierung Jerusalems.

Herr David Yellin aus Jerusalem weilt zurzeit in London. Er ist mit einem Empfehlungsschreiben des Bürgermeisters von Jerusalem, Hussein Effendi, versehen, um verschiedene Personen für ein Unternehmen, welches die Verbesserung der Wasserleitung und ein modernes System der Abflußkanalisation zum Zwecke hat, zu interessieren. Am 15. d. M. hielt er im jüdischen Institut einen hebräischen Vortrag mit Lichtbildern über die Samaritaner.

Korrespondenzen.

Eger. In der am 11. September 1910 stattgefundenen Generalversammlung des jüdischnationalen Vereines „Ahavath Zion“ wurde folgende Neuwahl vorgenommen: Herr Siegmund Pergamenter, Obmann; Herr Robert Kohn, Stellvertreter; Herr Emanuel Löbl, Schriftführer; Ph. Dr. Fr. Weiß, Bibliothekar; Herr Ferdinand Koretz, Kassier; Herr Josef Löwy, Herr Ph. Dr. D. Spitzer, Franzensbad, und Herr Artur Herrmann, Beisitzer.

Daruvar. Am 6. d. M. fand eine außerordentliche Generalversammlung der hiesigen Kultusgemeinde statt, auf deren Tagesordnung auch die Neuwahl des Gemeindeausschusses stand. Einer stillen, aber energischen Aktion unserer Gesinnungsgenossen gelang es, auch mehrere Zionisten in den Ausschuß zu bringen. Gewählt wurden die Herren: Ferd. Glück, Siegm. Löwy, Siegmund Morgenstern, Lad. Rochlitz, Moritz Deutsch, Salomon Groß, Adolf Löwy, Alb. Pfeiffer und Wilhelm Steiner. Zu Stellvertretern die Herren: Südbahninspektor S. Fränkel, Max Pfeiffer, Ign. Schwartz und S. Rechnitzer. Es ist zu hoffen, daß unsere Gesinnungsgenossen auch jüdischnationalen Geist in unsere Kahalstube bringen werden. — Am 11. d. M. verstarb im Sanatorium Purkersdorf der allgemein geachtete Großindustrielle Herr Ign. Schwartz, Präses der Chewra Kadischa und Gemeinderat der Stadt Daruvar, im Alter von nicht ganz 40 Jahren. Auf Wunsch des Dahingeschiedenen wurde die Leiche hieher überführt, woselbst das Leichenbegängnis am 14. d. M. unter riesiger Beteiligung der ganzen Stadtbevölkerung stattfand. Gemeinderat, Kultusgemeinde und Chewra Kadischa waren beim Leichenbegängnisse korporativ vertreten. Der Verblichene war sehr wohltätig und hat sich um die hiesige Chewra Kadischa besondere Verdienste erworben. Herr Bezirksrabbiner Dr. M. Frankfurter hielt dem so früh Dahingeschiedenen am Bahnhofe, von wo aus der Kondukt sich in Bewegung setzte, einen warmempfundenen Nachruf, in welchem er seinen gutjüdischen Sinn und dessen wohltätiges Wirken besonders hervorhob. Allgemeine Teilnahme wendet sich der so hart betroffenen Familie zu. An der Bahre trauern die Frau und zwei Kinder in noch jugendlichem Alter.

Sereth. (Kultusratswahlen.) Ein Rekurs hat die Serether Juden um ihr Wahlrecht gebracht. Bis vor ungefähr zwölf Jahren konnten sie noch ruhig ihren Kultusrat wählen und auf diese Weise irgend eine Kontrolle im eigenen Hause ausüben. Seither ist es anders geworden. Heute müssen sie zusehen, wie in allen anderen Judengemeinden Wahlen vollzogen werden; sie haben wohl ein ähnliches statutarisch festgelegtes Recht, das sie aber — nicht ausüben dürfen. Es ist wie ein schönes Kleidungsstück, das nicht angelegt werden darf. Die Kultusratswahlen sind für die Serether ein Noli me tangere geworden. Wie ist das gekommen? Es ist irgend jemand eines schönen Tages auf die grandiose Idee gekommen, gegen die Art der Abfassung der Kultuswählerlisten einen Rekurs einzubringen. Und dieser Rekurs liegt nun schon seit mehreren Jahren auf dem Tische des Referenten und wird einfach nicht erledigt.

Berlin. Herr Universitätsprofessor Dr. Jakob Barth, der bekannte Dozent am Berliner Rabbinerseminar und Schwiegersohn des verstorbenen Rabbiners Israel Hildesheimer, ist zum Geheimen Regierungsrat ernannt worden.

London. (Errichtung eines jüdischen Theaters.) In der vorigen Woche hat die zur Erbauung eines jüdischen Theaters in London gebildete Aktiengesellschaft ein Grundstück im East End erworben. Mit dem Bau soll schon in nächster Zeit begonnen werden.

Saloniki. Der Chachambaschi von Saloniki, Rabbi Jakob Meir, hat dem Gemeinderat seine Ernennung zum Chachambaschi von Jerusalem mitgeteilt. Obgleich seine Amtsperiode in der Saloniker Gemeinde erst in einigen Monaten abläuft, hielt er es für angezeigt, die Vertreter der Gemeinde zu fragen, ob sie mit seiner Annahme des Jerusalemer Amtes einverstanden seien. Der Synagogenvorstand hat einstimmig beschlossen, den Vertrag mit dem Chachambaschi Meir zu erneuern, da er seinen Weggang als eine Gefahr für die Interessen der Gemeinde ansieht. Der Gemeinderat hat jedoch bisher noch keinen entgültigen Entschluß gefaßt.

Rom. An der hiesigen philosophischen Fakultät der Universität wird zu Beginn des nächsten Semesters ein junger jüdischer Gelehrter auf Grund einer Dissertation über die hebräischen Gedichte Ch. N. Bialiks zum Doktor promovieren. Es ist dies der zweite Fall, daß einer europäischen Universität eine Dissertation aus dem Gebiete der modernen hebräischen Literatur vorgelegt wird. Vor acht Jahren promovierte Dr. N. Slouchz in Paris auf Grund einer Dissertation über die Geschichte der neuhebräischen Literatur in den letzten 150 Jahren.

Familiennachrichten der Woche.

(Aufnahme in diese Rubrik kostenlos).

Verlobungen.

Frl. Elsa Löwith aus Mlazow, zurzeit in Newyork, mit Herrn Josef Pollak aus Zalužan, zurzeit in Boston. — Frl. Emma Kohn. Prag, mit Herrn Erwin Fantl, Prag. — Frl. Frida Kulka, Olmütz, mit Herrn Jakob Gans,

— 8 —

„Ja, sozusagen als Führer mehrerer Deputationen aus Krakau. Man hat mich zu diesem Ehrenamte ausersehen, weil ich als Lehrer der slawischen Sprachen auch des Tschechischen mächtig bin, so weit mächtig, um mich verständigen zu können, wenn auch mit einer ans Polnische erinnernden Aussprache.“

„Wirklich, Sie sprechen ein gutes Tschechisch, Herr Doktor, was man nicht von allen Herren sagen kann, die zur Denkmalsenthüllung hiehergekommen sind.“

„Wie, Fräulein, auch Sie haben bereits diese Beobachtung gemacht?“

„Natürlich! Wie Sie vielleicht wissen werden, haben die Bewohner der Stadt sich erboten, die als Deputationen hier anlangenden Gäste in ihren Wohnungen aufzunehmen, nachdem die hier bestehenden Hotels und Gasthäuser sich als nicht ausreichend erwiesen haben. Die Großeltern meiner kleinen Zöglinge, bei denen wir als Gäste wohnen, haben der aus den vornehmsten Bürgern bestehenden Einquartierungskommission auch ein Zimmer zur Verfügung gestellt. Heute früh brachte man uns die Einquartierung, zwei sehr feine Herren, ich glaube, es sind auch Doktoren, aus Agram, aber mit ihrem Tschechischen war es sehr übel bestellt. Da uns die slowenische Sprache ebenso fremd ist, wie ihnen die tschechische, so verfiel ich auf einen Ausweg und sprach sie französisch an. Nun war eine vollständige Verständigung möglich, aber nur mit mir, denn die Alten kennen gar keine fremde Sprache.“

„Sie können doch deutsch mit den Gästen sprechen,“ sagte Dansky im Tone der tiefsten Verbitterung.

„Deutsch? Sie scherzen wohl, Herr Doktor! Die ganze Manifestation, wie sie hier aus Anlaß der Denkmalsenthüllung veranstaltet wird, ist doch eine deutschfeindliche und hat eine panslawische Vereinigung zum Zwecke.“

— 5 —

seinen Augen ausbreitete und einer Unzahl von Fremden schon ein „Ah!“ der Bewunderung entlockt hatte. Mit wütender Geberde ballte er seine feine Hand zur Faust, die er drohend gegen die Stadt erhob, die er vor kurzem unmutig verlassen hatte.

„O, Tabor! Du Stadt meiner Sehnsucht, wie bist du das Grab meiner Ideale geworden! Stolz wie ein Schiffer mit schwellenden Segeln habe ich meine Heimat verlassen, aber als armer Schiffbrüchiger kehre ich zurück, der seine kostbarsten Güter verloren hat. An deinen starken Wällen hat sich nicht nur einstmals die Wut der Feinde gebrochen, auch meine heiligsten Ideale, für die ich lebte und kämpfte, zerschellten daran. Habe ich darum alles von mir geworfen, was mir lieb und teuer war, Heimat und Vaterhaus, Eltern und Geschwister, und meinen angestammten Glauben, um jetzt eingestehen zu müssen, daß ich einem Phantome nachgejagt bin, das niemals, nie, greifbare Gestalt annehmen könne?“

Unter diesen und ähnlichen Gedanken hatte der Pole die Pintofka erreicht. Beruhigend legte sich die köstliche Waldesruhe auf sein aufgeregtes Gemüt. Der Waldesschatten umschmeichelte ihn, so daß sein wild tobendes Blut ruhiger in seinen Adern floß. Ermattet von dem weiten Wege, ließ er sich im kühlen Moose nieder, wo ihn bald ein sanfter Schlummer umfing.

Wie lange er so geschlafen hatte, wußte er selber nicht, als er erwacht war. Seine Taschenuhr war stehen geblieben und kein Mensch war im Walde zu sehen oder zu hören. Diejenigen, welche diesen Wald als Ziel eines Ausfluges zu wählen pflegten, waren heute mit Arbeit sowohl, als mit Anschauen der Dekorationen, sowie der fremden Gäste beschäftigt, daß sie ihren gewohnten Spaziergang aufgaben. Diejenigen aber, welche die Pintovka zum Zwecke des Holz-

Budweis. — Frl. Rosa Popper, Sopka-Melnik, mit Herrn Eduard Werner, Drobowitz. — Frl. Berta Grundmann, Horitz, mit Herrn Alois Glas, Smichov. — Frl. Anni Rosenberg, Karolinenthal, mit Herrn Rudolf Hirsch, Teplitz. — Frl. Karoline Bruml, Klattau, mit Herrn Ludwig Bloch, Neunburg v. W. — Frl. Milada Fischer, Neu-Joachimsthal, mit Herrn Alfred Neumann, Prag.

Vermählungen.

Frl. Hedy Popper, Adlerkostelet, mit Herrn Otto Gottlieb, Politz. — Frl. Liesl Pollak, Reichenberg, mit Herrn Emanuel Fischel, Christiania. — Frau Emilie Mandelik, geb. Bondy, Skutsch, mit Herrn Adolf Porges, Pribram.

Verstorbene.

Mathilde Fischer, geb. Glauber, Plan, 66 Jahre. — Frau Rosa Kohn, Prag, 67 J. — Louise Freimuth, geb. Epstein, Karolinenthal. — Wilhelm Löwi, Komotau, 58 J. — Frau Elisabeth Sucharipa, Prag, 62 J. — Hans Mandelik, Lippa, 3 J. — Emil Dubsky, Komotau, 43 J. — Siegmund Löwy, Saaz, 64 J. — Leopold Weigl, Prag. — Anton Bondy, Neustadt a. M., 17 J. — Bernhard A. Popper, Wien. — Moritz M. Gerstl, Prag. — Ing. Otto Schwarz, Prag, 60 J. — Anna Goldstein, geb. Mautner, Diwischau, 58 J.

Theater-Repertoire.

Königl. Landestheater.

Samstag, den 22. Oktober: **Zigeunerliebe.** — Sonntag, den 23. Oktober: 10. volkstümliche Vorstellung zu ermäßigten Preisen: **Der Meisterdieb** (Arsene Lupin).

Neues Deutsches Theater.

Freitag, den 21. Oktober: Abschied Hansi Niese: **Die Welt ohne Männer.** — Samstag, den 22. Oktober: **Der dunkle Punkt.** — Sonntag, den 23. Oktober: **La Bohème.**

Král. české zemské divadlo v Praze.
Národní divadlo.

Freitag, den 21. Okt.: Strauss' Oper »ELEKTRA«. Samstag, den 22. Oktober nachmittags: Mahen's histor. Drama »JANOŠÍK«, abends: Dvořák's Oper »TVRDÉ PALICE« und Schnitzler's Pantomime »ZÁVOJ PIEROTČIN«. Sonntag, den 24. Oktober nachmittags: Smetana's Oper »HUBIČKA«, abends: Schiller's Trilogie »VALDŠTEJN«. Montag, den 24. Oktober: »ROZKLAD«. Dienstag den 25. Oktober: Wagner's Oper »BLUDNÝ HOLANĎAN«.

Městské divadlo Král. Vinohradů.

Freitag, den 21. Oktober Oper »ZAZA«. Samstag, den 22. Oktober nachmittags: Lustspiel »DVÉŘE DOKOŘÁN«, abends: Nedbals Operette »CUDNÁ BARBORA«. Sonntag, den 23. Oktober nachm.: Fall's Operette »ROZVEDENÁ PANÍ«, abends: Operette »JOCKEYKLUB«. Montag, den 24. Oktober Oper »NÁPOJ LÁSKY«.

Gottesdienst-Ordnung im Kaiser Franz Josef-Jubiläums-Tempel.

Freitag, den 21. abends 4·45
Samstag, 22. Haschkamah 6·15
II. Gottesdienst 8·45
abend 5.40
Sonntag, den 23. früh 6·30
241] abend 5 —

Verantwortlicher Redakteur: D. W. Goldhaber. — Druck und Verlag von Richard Brandeis in Prag.